

Abonnements-Bedingungen:
Abonnement - Preis: ...
Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
Betrag für die ...
Telegramm-Adresse:
„Sozialdemokrat Berlin“.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1983.

Montag, den 3. November 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1984.

Auszug und Einzug.

Indes steht ein Spektakelstück bevor, und es ist für Deutschland drollig, daß es eröffnet wird mit einer Bewegung für den „legitimen“ Herzog, mit dem geräuschvollen Wunsch nach einem sechshunddreißigsten Landesvater.

Fast auf den Tag hind es neunzig Jahre, da schwelgten die braven Bürger der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig in hellster Einzugsfreude. Wimpel wehten von den Dächern und aus den Fenstern, die Handwerkerzünfte waren aufmarschiert, es wimmelte von Bratenröcken und Uniformen, und auch die weißgewaschenen Festjungfrauen fehlten nicht, denn nach der herzoglosen, der schrecklichen Zeit sollte Braunschweig wieder seinen angestammten Landesvater erhalten, einen Welfen natürlich, den Sohn jenes „schwarzen Herzogs“, der bei Quatre-Bras 1815 hatte ins Gras beißen müssen.

Sieben Jahre später, im September 1830, war Militär im Braunschweiger Schloßhof aufmarschiert und draußen wogten Volksmassen stürmend gegen Tore und Gitter. Aber die Offiziere schauten unlustig drein und die Soldaten standen Gewehr bei Fuß, auch als die Tore dem Ansturm nachgaben und die Massen in den Hof strömten und bald auch die Gemäuer des Schlosses überdauerten. Doch der zitternde Karl war schon zu einer Hintertür hinausgewischt, hatte sich in eine Kutsche geworfen und über Stock und Stein eskortierten ihn seine Husaren bis zur nahen Landesgrenze — auf Nimmerwiedersehen! Keine Wimpel wehten, keine Glocken läuteten, keine Bratenröcke säumten die Straße, sondern nur Flüche und Pfistersteine flogen hinter dem verglücklichen Wagen drein. So zog Karl aus Braunschweig wieder aus!

In der Zwischenzeit hatte er sich nämlich als den würdigen Vertreter des Gottesgnadentums erwiesen, als einen achtlosen Lotterbuben, dessen verruchte Gemeinheit nur von seinem wahnwitzigen Souveränitätsdünkel übertroffen wurde. Der Freiherr von Stein fand ihn „unsittlich, düffelvoll, frech und leer“, und nicht anders lautete das Urteil der Landesfinder über den erst so stürmisch begrühten Landesvater. Der Neid muß ihm lassen, daß er keine Gelegenheit veräußerte, sich ihren Goh und ihre Verachtung gründlich zu verdienen. Willkür und Ausquetschung zeichneten sein Regime vor dem anderer deutscher Vaterländer aus, was gewiß viel heißen wollte. Zwischen zwei Neigungen teilte der Knabe Karl seine Zeit: gewaltige Schätze aufzustapeln, die ihm dann das Leben in der Verbannung süßten, und mit wahrer Affenbosheit jeden zu verfolgen, der seinem schamlosen Treiben in den Weg trat. Als ein ihm verhaßter adliger Beamter Vaterfreunden entgegen sah, verbot der Herzog allen Ärzten der Stadt, der Frau in ihrer schweren Stunde beizustehen. Man sagte ihm sogar nach, daß er sich mit Gifttränken zu schaffen mache, und in seinen jählings hinterlassenen Papieren entdeckte man, daß er ein Virtuose des Wortbruchs, sich eine dreifache Form für seine Unterschrift erkannnen hatte: die eine „gültig“, die zweite „gilt nicht“, die dritte „gilt gerade das Gegenteil“. Nach allem begreift es sich und es war auch die höchste Zeit, daß die Braunschweiger unter den Nachwirkungen der Julirevolution diesem angenehmen Zeitgenossen den roten Sabn aufs Dach setzten und ihm schleunigst auf die Strümpfe halfen.

Wieder schwelgen heute die braven Bürger der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig in hellster Einzugsfreude. Wimpel wehen von den Dächern und aus den Fenstern, die Handwerkerzünfte sind aufmarschiert, es wimmelt von Bratenröcken und Uniformen und auch die weißgewaschenen Festjungfrauen fehlen nicht, denn wieder zieht ein Welfenherzog in die alte Stadt Heinrichs des Löwen ein, Ernst August, des Cumberlanders Sohn, der Wilhelms II. Töchterlein heimführte. Wenn wir nicht so durch und durch schlechte und gottlose Menschen wären, wüßten wir, wie diese Ausöhnung zwischen Hohenzollern und Welfen zustande gekommen ist. Der spätere Zentrumsführer Windthorst hat es nämlich 1868 in einer Art von Erleuchtung im preussischen Abgeordnetenhaus den ungläubigen Anneklierern Hannovers versichert:

Die im Inglud große Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Königin Friederike von Hannover, vereinigen sich dortoben im Gebet, daß eine volle herzliche und ganze Ausöhnung zwischen dem hannoverschen und dem preussischen Stamme eintrete. Die Erfüllung derselben ist notwendig zu einer ferneren glücklichen Entwicklung unseres Vaterlandes. Meine Herren, treten wir nicht zwischen diese erlauchten Frauen, erschweren wir nicht die Erfüllung dieses Gebetes!

Der christliche Bismarck war allerdings damals nur von der Wahrheit des Wortes durchdrungen, daß Nehmen seliger ist denn Geben, jahte feelenruhig, ohne sich an die Quisen und Friederiken „dort oben“ zu kehren, das Vermögen Georgs V. „hier unten“ ein und bildete daraus den berühmten Reptilienfonds, aus dem er die ihm ergebenden Schmöck der deutschen Presse reichlich fütterte. Wer will, mag heute getrost annehmen, daß die preussische Luise und

die welfische Friederike aus himmlischen Höhen herab die Sache ins Lot gebracht haben, wir neigen uns der sinnfälligeren Erklärung zu, daß Bethmann Hollweg die Angelegenheit besorgt hat. Nun haben wir schon des öfteren betont, mit welcher eisiger Gleichgültigkeit die Massen des deutschen Volkes dieser hohenzollernisch-welfischen Familiengeschichte gegenüberstehen. Diese Massen sind mit uns der Ansicht, daß wir in Deutschland bislang nicht einen „legitimen“ Fürsten zu wenig, sondern ihrer einundzwanzig zu viel hatten, und wenn wir denn schon ehrlich sein sollen, so ist der unfehlige Auszug des Herzogs Karl Anno 1830 mehr nach unserem Geschmack als der festliche Einzug des Herzogs Ernst August Anno 1913. Wir glauben auch, daß die Braunschweiger Arbeiter, die man ähnlich um ihr staatsbürgerliches Recht prellt wie die preussischen Arbeiter, gelegentlich dem neuen „Landesherrn“ eine Parade von anderer Art vorführen werden, als er sie heute zu sehen bekommt, denn wo das Volk nach seinen Rechten schreit, ist es mit den Glitterwochen des Potentaten vorbei.

Um so unbegreiflicher könnte es scheinen, daß in der bürgerlichen Presse ein richtiges Spektakelstück aufgeführt wird und wirklich in den letzten Wochen und Monden von einer Bewegung für oder wider den „legitimen“ Herzog gesprochen werden durfte. Auch heute schwenken die regierungsfremden Blätter freudig ihre Schnupftücher, während Organe wie „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ und „Berliner Neuzeit Nachrichten“ ein dumpfes Grollen von sich geben, als sei Deutschland herbste Schmach widerfahren. Nicht daß sie wirklich, wie sie vorgeben, eine Wiederbelebung welfischer Umtriebe von der welfischen Thronbesteigung fürchten, sondern was sie reizt, ist, daß hier ein Stück Verpreuung Deutschlands zum mindesten verzögert wird. Unter dem Regenten aus dem Hause Hohenzollern haben sie Braunschweig schon als eine preussische Provinz an, nun entgleitet es ihnen wieder und wird zum „souveränen Bundesstaat“. Hinc illae lacrimae! Daher jene Tränen, deren Aufständigkeit wir zu würdigen wissen. Aber ob auf dem Wappenschild am Braunschweiger Schloß der hohenzollernische Adler, ob der welfische Löwe prangt, den Massen in Deutschland, für die der Begriff der Legitimität ein Gespenst ist aus dem achtzehnten Jahrhundert, ist diese welterschütternde Frage unsagbar gleichgültiger als das Wetter am nächsten Sonntagnachmittag. Von Adler und von Löwe wollen sie nichts wissen, sondern von dem Tage, den der Dichter verflücht mit den Worten:

Die Adler fliehn, die Löwen fliehn, die Klauen und die Zähne!

Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

So ist's, und wenn die Affen des Legitimitätswahnsinnus auch an dynastischen Stammbäumen hurtig auf- und abklettern, den Massen ist, zumal in dieser kühlen Jahreszeit, jeder andere Baum lieber, den man wenigstens zu Kleinholz zerhacken kann.

Internationales sozialistisches Bureau.

Brüssel, 2. November. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Das Internationale Bureau ist für den 13. Dezember zu einer Sitzung in London einberufen. Die Versammlung nach London ist erfolgt, damit die durch das Exekutivkomitee eingeleiteten und erfolgsversprechenden Verhandlungen über die Vereinigung der sozialdemokratischen Kräfte Großbritanniens zu einer geschlossenen Partei in Gegenwart der Mitglieder des Bureaus fortgeführt und womöglich zum gedeihlichen Abschluß gebracht werden. Im übrigen wird sich das Bureau mit der Feststellung der provisorischen Tagesordnung und des Datums für den internationalen Kongress in Wien (1914) zu beschäftigen haben. Dazu schlägt die französische Partei vor, die Frage der Lebensmittelsteuerung, die argentinische die sozialistische Agrarpolitik und die türkische sozialistische Gruppe die Orientfrage auf die Tagesordnung zu setzen. Ferner läme nach einem Beschluß des Kopenhagener Kongresses noch der Antrag Vaillant-Steir Gardie zur Kriegesfrage zur Beratung.

Gröbliche Täuschung der Oeffentlichkeit.

Ueber den letzten Verhandlungstag des Krupp-Prozesses ist die bürgerliche Oeffentlichkeit ganz falsch informiert worden und gerade in einem entscheidenden Punkte. Denn selbst einer der Verteidiger sprach von der „ungeheuren Tragweite“ des Falles Hoge. In ihm gipfelt das Krupp-Panama. Gerade hier wäre also genaueste und gewissenhafteste Berichterstattung die Pflicht der Presse. Wie aber gerade über diese charakteristischste und bedeutsamste Episode der bisherigen Verhandlungen von der bürgerlichen Presse berichtet wird, beweist folgende Darstellung des „Berliner Tageblatt“:

Der Vorführende befragt den Zeugen (Droger) dann noch über die Affäre des Zeugleutnants Hoge.

Der Zeuge erklärt hierzu: Es ist mir nie eingefallen, wegen Anstellung einer Person mit Erzellenz Wüding oder jemand anderem in Verbindung zu treten. Auf Vorhalt der hierauf bezüglichen Aussage des Zeugen v. Rehen erklärt der Zeuge: Es ist absolut aus-

geschlossen, daß ich Brandt gesagt habe, ich sei schon einmal bei Erzellenz Wüding gewesen, und wenn ich das zweite Mal hinkäme, dann würde er etwas merken. Ich würde Herrn Brandt dann wohl eher gesagt haben: „Kennen Sie Herrn Wüding.“ Das erste, was er täte, wäre, er schmeiße mich heraus, und Ihr Freund flöge hinterdrein.

Nach längeren Erörterungen über diesen Punkt, woran sich außer dem Zeugen auch Herr v. Rehen, Justizrat v. Gerdon, Dr. Loewenstein und der Vorsitzende, sowie auch der Angeklagte Brandt lebhaft beteiligten, wird festgestellt, daß Brandt wohl einmal eine Äußerung über den Festzug eines Bekannten, bei der Artillerieprüfungskommission angestellt zu werden, gemacht hat. v. Rehen gibt schließlich an, eine Bemerkung Brandts vielleicht falsch aufgefaßt zu haben.

In der gleichen unglaublichen Weise scheint die ganze bürgerliche Presse zu berichten!

Wir wollen annehmen, daß diese Darstellung nur auf Färläufigkeit und nicht auf dreisten Täuschungsabsichten beruht, obwohl die totale Entstellung des wirklichen Vorganges zugunsten des Herrn v. Droger die letzte Vermutung nur zu nahelegt.

Denn in dem Bericht ist nicht weniger als alles falsch und auf den Kopf gestellt! Heben wir nur die zwei wichtigsten Punkte hervor. Droger hat nicht gesagt, er würide, wenn ihm Brandt ein solches Anfinnen gemacht hätte, geantwortet haben: „Kennen Sie Wüding“ usw., sondern er hat erklärt, daß Brandt ihm tatsächlich zweimal mit seinem Wunsch gekommen sei und daß er daraufhin dem Brandt geantwortet habe: „Kennen Sie Wüding“ usw.

Zweitens ist es eine grobe Unwahrheit, daß Zeuge v. Rehen schließlich zugegeben habe, er könne eine Bemerkung Brandts vielleicht falsch aufgefaßt haben. Erstens handelte es sich ja gar nicht um eine Bemerkung Brandts, sondern um die Bemerkung von Drogers zu Rehen: „Ich habe mich schon einmal an Erzellenz von Wüding gewandt. Ich kann es nicht ein zweites Mal tun. Der ist so klug, der merkt sonst etwas.“ Und von dieser Bemerkung erklärte v. Rehen nicht etwa, daß er sie „vielleicht falsch aufgefaßt haben könne“, sondern im Gegenteil, und zwar wiederholt und bis zuletzt mit äußerster Entschiedenheit, daß bei ihrer Wiedergabe und Auffassung jedes Mißverständnis ausgeschlossen sei!

Daß das „Berl. Tageblatt“ nicht nur die bodenlose Entstellung der Tatsachen sofort berichtigen, sondern auch für eine künftige wahrheitsgetreue Berichterstattung Vorkehrungen treffen wird, halten wir für selbstverständlich. Aber wir nehmen auch an, daß die übrigen Blätter nunmehr der Wahrheit die Ehre geben. Sonst käme zu dem Krupp-Panama noch das Panama der Presse!

Kruppische Direktorial-Intelligenz.

Herr Ruehlon ist erst fünfundsiebzig Jahre alt und schon Mitglied des Direktoriums der Firma Krupp. Auf Grund welcher besonderer Verdienste ist uns unbekannt. Doch scheinen Ruehlons Vorzüge, wenn man nur aus seinem Auftreten als Zeuge schließen sollte, nicht auf dem Gebiet zu liegen, auf dem der Staatsanwalt besondere Ansprüche der Firma voraussetzte: dem der Intelligenz. Denn was dieser Direktor dem Gericht an naiver Leichtgläubigkeit zumuten zu dürfen glaubte, grenzt schon an das Polizeiwidrige.

Als Herr Ruehlon von Herrn Rehen in seinem bekannten Briefe handgreiflich mit der Nase auf die Unsauberkeit und Gefährlichkeit des Brandtschen Treibens gestoßen worden war, mußte er sich doch wohl oder übel einmal den Brandt vornehmen. Er will ihm damals strikte verboten haben, seine illegalen Geheimverbindungen fortzusetzen. Als ihm der Vorsitzende vorhält, daß er doch früher anders ausgesagt, nämlich erklärt habe, daß die Brandtschen Beziehungen allmählich hätten abgedorren werden sollen, antwortet er: Rein, das „allmählich“ bezieht sich auf den Verkehr Brandts. Und nun entwickelt sich etwa folgender klassischer Dialog: Ja, wiefo denn Verlebe? — Nun, Verlebe mit seinen militärischen Freunden, den Zeugleutnanten und Leutnants. — Ja, das waren doch seine Informationen! Wüßten Sie denn das nicht? — Gott behüte! Ich glaube dieser Verlebe entspringe rein persönlicher Freundschaft und diene seinerlei Nebenweden. —

Und da wollte Herr Ruehlon sich herausnehmen, dem Brandt den „allmählichen“ Abbruch dieses doch so harmlosen Verkehrs zumuten! Und warum? Weil verruchte Gemüter möglicherweise auch in der rein idealen Freundschaft des Brandt etwas Schlimmes sehen könnten. Welch sonderbare Mischung von scharfem witterndem Spürsinn und nicht zu überbietender Ahnungslosigkeit doch dieser Krupp-Direktor ist!

Könnte doch auch sein unsauberes Kindergemüt absolut nicht begreifen, daß zwischen der „Funktionszulage“ des Brandt von 3500 M. und seiner Spionage irgendein Zusammenhang bestehe. Rehen hatte zwar in seinem Briefe an Herrn Ruehlon wirklich geschrieben, daß nach einer abermaligen Erhöhung der 3500 M. die „Version“ der Funktionszulage „nicht mehr aufrecht zu erhalten“ sei. Herr Ruehlon antwortet zwar brieflich, daß diese Ansichten Rehen's „ganz richtig und bestens vermerkt“ seien, aber vor Gericht vermag er irgendeinen Zusammenhang zwischen der Spionage und den 3500 M. Schmiergelber nicht zu begreifen. Bewußt die Funktionszulage sollte dem Brandt die Möglichkeit zu gefelligem Verkehr geben. Aus lauterster Selbstlosigkeit

forge die Kononenfirma für das Anfüßment des Brandt und seiner Tafelrunde. Dem das stand für Herrn Ruchon feierfest, daß diese bewirteten und mit Gefälligkeiten überhäufte Freunde Brandt nie etwas verraten würden. Das taten wieder andere, die dem Brandt aus reiner Leidenschaft für den Verrat von Dienstgeheimnissen ihre Nachrichten aufdrängten!

Anderer Zeugen in anderen Prozessen würden es kaum gewagt haben, dem Gericht mit solchen Lächerlichkeiten zu kommen. Aber an die Aussagen von Krupp-Direktoren legen Richter und Staatsanwalt wohl einen besonderen Maßstab an.

Zwei Urteile.

Der hehrste Grundsat der Rechtspflege, daß ohne Ansehen der Person jedem sein Recht werde, kommt in zwei Urteilen schlesischer Kriegsgerichte wunderbar zum Ausdruck.

Der Füsiliere Johann Rawrat hatte im Manöver eines Tages so stark dem Alkohol zugesprochen, daß er sinnlos betrunken war. In diesem Zustand hatte er sich gegen einen Unteroffizier vergangen und ihm einen Schlag ins Gesicht versetzt. Auch widerlegte er sich der ihn verhaftenden Wache. Das Kriegsgericht in Glatz verurteilte ihn zu einem Jahr und einem Monat Gefängnis, obgleich zwei Militärärzte begutachteten, Rawrat hätte sich im Zustand der Geistesstörung befunden. Das Oberkriegsgericht, bei dem beide Parteien Berufung einlegten, verurteilte den Füsiliere wegen Widersehlichkeit zu acht Monaten Gefängnis. Beantragt waren zwei Jahre Gefängnis.

Der Sergeant Renner vom Leibkürassierregiment in Breslau forderte eines Tages den Kürassier Gertig auf, sich zum Antreten zu beeilen. Zur Bekräftigung seiner Aufforderung schlug Renner seinem Untergebenen eine Tuchhose um den Kopf. Als Gertig darauf erwiderte, daß er sich nur waschen wolle, schlug ihm der Soldatenerzieher mit der geballten Faust zehnmal auf die Ohren und den Kopf und stieß ihn dann noch mit voller Wucht auf das Gesicht. Gertig wurde infolge der Mißhandlungen 19 Tage im Lazarett an Trommelfellverletzung und Eiterung des rechten Mittelohres behandelt. Das Kriegsgericht, vor dem der Sergeant sich zu verantworten hatte, nahm einen minder schweren Fall an. Der prügelnde Sergeant wurde zu einer Woche Mittelarrest verurteilt. Das Oberkriegsgericht, bei dem der Berichtsberr Berufung einlegte, ließ die ganze Schwere des Geschehes walten. Es verurteilte den Sergeanten Renner zu vierzehn Tagen Mittelarrest.

Gerechtigkeit!

Politische Uebersicht.

Neue Entrechtung?

Das Vordringen der Sozialdemokratie in den Gemeindevertretungen ist den Reaktionsären seit langem ein Dorn im Auge. Zwar ist in einer ganzen Reihe von Gemeinden schon alles geschehen, um eine wirkliche Vertretung der Arbeiterklasse unmöglich zu machen, doch den Herrschenden ist es noch immer nicht genug. Es soll daher mit Hilfe des preussischen Junkerparlaments ganze Arbeit gemacht werden. In Schleswig-Holstein soll der Hebel angelegt werden. Nach einer Korrespondenzmeldung wird dem Preussischen Landtag in der kommenden Tagung ein Gesetzesentwurf über die Abänderung des schleswig-holsteinischen Gemeindewahlrechts vorgelegt werden. Eine solche Aenderung sei notwendig geworden, weil die Industrialisierung der schleswig-holsteinischen Städte ein starkes Anschwellen der Sozialdemokratie in den Gemeindevertretungen herbeigeführt habe. Das würde gerade noch fehlen, daß das Dreiklassenparla-

ment, statt endlich die Wahlreform zu machen, neuen Wahlrechtsraub zu verüben wagte!

Sammlungspolitik.

Die „Köln. Zig.“ hatte den Stichwählerfolg des badiischen Großblods einen Pyrrhussieg genannt und ihren Parteifreunden dringend zugeredet, doch endlich mit der Großblodpolitik zu brechen. Die Nationalliberalen hätten ihre Erfolge nicht wegen, sondern trotz des Großblods errungen, und dazu habe auch die Taktik des Zentrums beigetragen, nationalliberale gegen weiter linksstehende Kandidaten zu unterstützen. In Mannheim sei, obgleich die Sozialdemokraten zahlenmäßig den Ausschlag zugunsten der Freisinnigen hätten geben müssen, der nationalliberale Kandidat, der als Reaktionsär verschrien wurde, doch gewählt worden.

Die „Krenzzeitung“ ist mit diesen Ausführungen natürlich recht zufrieden und hofft, daß sie von den Nationalliberalen jetzt mehr berücksichtigt würden als früher. Das würde, meint das Junkerorgan, auch für eine günstigere Gestaltung ihrer Beziehungen zu den konservativen Parteien hinwirken, die uns im allgemeinen nationalen Interesse nur erwünscht erscheint.

In der Tat läßt die Entwicklung der nationalliberalen Politik der letzten Zeit der immer wachsende Einfluß der Nationalliberalen und Scharfmacher die konservativen Hoffnungen als sehr aussichtsreich erscheinen.

Kulturarbeit.

In Neukamerun, unserer neuesten Ertrungenschaft, ist es bereits zu heftigen Zusammenstößen mit den Eingeborenen gekommen, da diese sich nicht ohne weiteres des Besitzes ihres fruchtbareren Bodens entäußern möchten. Die Häuptlinge zeigten sich gegen die Kulturbringer feindlich, weshalb eine sogenannte Strafexpedition gegen sie ausgesandt wurde. Nach einem Bericht der „Deutschen Kolonialzeitung“ fanden dabei 32 Eingeborene ihren Tod. Nach demselben Blatte hat das deutsche Gouvernment in Buea die nötigen Anordnungen getroffen, um die Häuptlinge von Nguku und Gabola zu bestrafen und sie zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu zwingen.

Amnestie in Braunschweig.

Eine Sonderausgabe der amtlichen „Braunschweigischen Anzeigen“ veröffentlicht heute den Erlaß einer Amnestie des Herzogs Ernst August. Alle Freiheitsstrafen bis zu sechs Wochen sowie alle Geldstrafen bis zu 150 Mark werden erlassen. Außerdem sind Straferlasse in einzelnen Fällen vorgesehen.

Der österreichische Parteitag.

Wien, 2. November. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Auf dem Parteitag fand heute die Debatte über die Politik der Reichsratsfraktion statt. Die Forderung der Obstruktionspolitik führte in bedeutenden Reden zu interessanten Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Sozialdemokratie und Parlamentarismus. Die Aussprache dauerte den ganzen Tag. Morgen findet das Schlusswort und die Abstimmung statt.

Gemeindewahlen in England.

London, 2. November 1913. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Bei den gestern in ganz England stattgefundenen Gemeinderatswahlen haben nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Arbeiterpartei und die Sozialisten gut abgeschnitten. In diesen großen Städten wurden neue Mandate erobert, so in Hull, Leeds, Birmingham, Bristol und Eastbourne. In Birmingham besiegte die Sozialisten einen der bekanntesten konservativen Parteiführer der Stadt.

Wochenfilm.

... Die Welt des Menschen fürrecht Lachen II. Kabelaia.

Berlin NO., 1. November 1913.

Sehr geehrte Redaktion!

Damit daß Ihr konservativer August merkt, daß auch noch andere Leute schreiben können, ergreife ich wieder einmal die Feder, um an Ihnen einige Zeilen zu richten. Ich als anständiger Bürger verleihe einfach nicht, wie Sie als Blatt für das sogenannte arbeitende Volk in einer Tour diese Schnoddenigkeiten eines konservativen Schnapshunders aufnehmen können, während meine Einsendungen oft in der Papierkorb fliegen. Ich werde mir dessentwegen mal an Ihre vorgesetzte Behörde, Brechkommission heißt sie wohl, wie ich mal gehört habe, beschwerdeführend wenden. Es ist den Arbeitern viel zuträglicher, wenn sie mal eine Stimme aus dem liberal gesinnigen Bürgertum hören, indem daß beide ja zusammen leben müssen und in der Politik ganz gemüßlich in einem Großblodbunde Arm in Arm gehen können, was sich so schön jetzt in Baden gezeigt hat, woran das „Berliner Tageblatt“ so kluge politische Betrachtungen geknüpft hat. Aber von dieses vernünftige Zusammengehen von Bürgertum und Arbeitern wollen Sie nichts wissen, indem daß Sie immer so blödsinnige Sachen von Revolution und so schieben und was sich jetzt auch bei Ihrer Heberei zu den Berliner Stadtverordnetenwahlen zeigt, wo Sie den Kommunalfreisinn so schlecht machen, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehmen tut.

Aber reden wir mal von was anderem. Da haben Sie kürzlich niederträchtigen Artikel über unsere braven Schupleute gebracht und über das Erholungsheim für sie, und daß Gutsbesitzer Schupleute gratis in Pension genommen haben. Natürlich, Sie werden ja dafür bezahlt, daß Sie die Arbeiter gegen die Klauen ausbeuten. Aber wir anständigen Bürger sind mit die Schupleute ganz zufrieden und wir wollten mal sehen, wo wir hinkämen, wenn sie nicht mit solcher Schnoddenigkeit ihres Amtes wälten, wenn wir auch von Zeit zu Zeit über Herrn von Zogowin seine Erlasse am Stammtisch schimpfen. Na, und wissen Sie, was Sie mit Ihrem Geschreibsel über den Verein Schupmannserholungsheim angeordnet haben: Ich bin mit meiner Frau dem Verein sofort beigetreten. Zumal wie ich gehört habe, daß der Kronprinz der allerhöchste Protektor dieses Vereins ist. Und wir haben das nicht zu bereuen, indem daß wir da am 11. November in die feinste Gesellschaft kommen. Denn da findet in alle Räume des Restaurants Zoologischer Garten ein großes Fest zugunsten des Vereins statt. „Tanz und Mode“ soll das Fest heißen und was meine Frau und meine Tochter, die Trude, sind, die sind jetzt in voller Aufregung, daß sie auch in tippopper Klust dabei sind. Es kostet einem ja einen Klumpen Geld, aber für den guten Zweck und für unsere braven Klauen soll es mir nicht darauf ankommen. Und man hat ja auch was für seinen Jaster. Abgesehen von die feine Gesellschaft,

wo man hineinkommt, gibt es ein Promenadenkonzert, Kinematographische Vorführungen, Tanzkonzurrenzen in Voston, Tango und Umstep, eine Modefahrt rund um Berlin unter Mitwirkung namhafter Künstler und Künstlerinnen, eine Vorführung des neuesten Tanges Magize Breslienne, Kabarettvorträge usw. Und als Preisrichter bei's Tanzturnier fungieren leidhaftige Professoren, wie Herr Professor Dr. Oskar Wie und Professor Max Reinhardt. Was meine Frau ist, die will noch fig Tango tanzen lernen, die Trude kann's schon ein bisschen.

Aber von diese wohlthätige Veranstaltung bringen Sie keine Zeile in Ihr langweiliges Blatt. Da schreiben Sie ewig von die Arbeitslosigkeit, wo doch schon mein seliger Vater gesagt hat, wer arbeiten will, findet auch Arbeit. Und es wäre ja noch schöner, wenn man die Tagelöhner auch noch durch sogenannte Arbeitslosenunterstützung fördern wollte.

Und dann möchte ich noch auf eins zu sprechen kommen. Das ist die Braunschweiger Herzogsgeschichte. Meine Frau und ihre Bekannten sind ganz glücklich, daß unser Kaiserprinzeßchen nun endlich auf einem Thron sitzen kann. Die waren ganz nieder geschlagen, daß in den letzten Wochen nicht alles in die allerhöchste Familie stimmen wollte. Was hat sie das leid getan, daß die Prinzessin nicht einmal am 22. Oktober zum Geburtstage der allerhöchsten Mama von Rathenow nach Potsdam gefahren ist. Aber jetzt ist alles wieder gut und am Montag zieht das junge Herzogspar in das angefallene braunschweiger Schloß ein. Daß das Verhältnis des neuen Herzogs zum Schwager Kronprinzen nicht stimmt, mag schon richtig sein, aber auch in die besten Bürgerfamilien können sich manchmal die Schwäger gegenständig nicht verkaufen. Wenn es meiner Frau nach gegangen wäre, wären wir zu die Einzugsfeierlichkeiten nach Braunschweig gefahren, aber der Spah wird mir zu teuer, indem daß das Schupmannsfest mich schon einige blaue Lappen kostet.

Aber viel Interessanteres wird man da wieder zu lesen kriegen. Natürlich nicht bei Ihnen, denn was Interessantes bringen Sie ja grundsätzlich nicht. Ich will Ihnen mal ein Beispiel zeigen, wie man solche Ereignisse lebendig und unterhaltend in eine Zeitung bringt. Da hat das „Berliner Tageblatt“, wo doch gewiß ein liberales Blatt ist, auf die Beilartikelle über den Abschied des Herzogs-Regenten von Braunschweig geschrieben. Da konnte man beim Lesen richtig alle Einzelheiten sehen. Es war ordentlich rührend zu lesen, wie der Mann, der doch nach besten Kräften reagiert hat, ging wie der Mohr, von dem Goethe in einem Theaterstück, Othello heißt es, glaube ich, schreibt. Sie bringen über alle die Braunschweiger Geschichten nur kurze, langweilige und boshafte Notizen. Ich will Ihnen aber mal eine Probe geben, wie man so was interessant macht, damit daß Ihre Leser sehen, wie langweilig Ihr Eure Zeitung macht. In dem Bericht des „Berliner Tageblatts“ über den Abschied des Herzogs-Regenten heißt es:

Ueber den feinen Sand, mit dem man den Bahnhofspflanz bestreut hat, eisen Beamte geschäftig in die mit Lannengrün geschmückte Bahnhofsallee. Das Gepäck des Herzogs paares wird in Hofwagen herbeigebracht, und um 1/2 Uhr kommt eine

Aus Groß-Berlin.

Berliner Zirkusse.

Mit dem Zirkus ist jede Bevölkerung, also auch das Berlinerium, eng verflochten. Geradezu international kann man das nennen, was unter den nomadenhaften Begriff des „fahrend Volk“ fällt. Der primitive Wanderzirkus, aus dem so manche artistische Größe ersten Ranges hervorging, da auch auf diesem Gebiete alles mit Fähigkeit gelernt sein will und kein Meister vom Himmel fällt, durchdrattert mit seinen fahrenden Volk selbst ist international, setzt sich in seinen artistischen Mitgliedern aus allen möglichen Rassen zusammen. Hinter den Kulissen, die sich in der Regel nur für Bevorzugte lüften, schwirren alle Sprachen der Erde durcheinander. Einträchtig neben den Europäern „arbeiten“ die für Zirkuskünste besonders geeigneten Chinesen, Japaner, Indier. Das war freilich nicht immer so. Lange Zeit konnte der Zirkus aus seinem noch heute vielfach nach Armut und Fadensteingigkeit riechenden Milieu nicht heraus. Erst die letzten drei bis vier Jahrzehnte haben ihn mit schnellem Aufschwung in die Reihe großzügiger Unternehmungen gestellt, weil auch die zirkusfische Kunst gezwungen war, mit den Anforderungen der Zeit und des Nervenfigels gleichen Schritt zu halten. Das hat die echte Zirkusatmosphäre älterer Zeiten, in der für die sogenannten Ausstattungstüde kein Raum war, stark beeinträchtigt, aber die Schaulust kam auf ihre Rechnung und — der Herr Direktor. Heute rangieren die meisten großen Zirkusdirektoren unter den Millionären, und auch die Zirkussterne erster Ordnung bringen es zu erheblichem Vermögen, wenn sie das Geld zusammenzubehalten verstehen. Daneben gibt es in der überwiegenden Mehrzahl gar viele Zirkusgeizhengen, die unter dürftigsten Gagenverhältnissen ihre Knochen fast jeden Tag dem Tode auf den Präsentierteller legen und im Alter, wenn die Gelenke steif geworden sind, knapp das Leben fristen.

Ernst Renz, der noch zur alten Schule gehörte und trotzdem als erster den Zirkus aus der Taufe des Großstadtkindes hob, würde das moderne Zirkusleben nicht mehr verstehen. In seinem alten Holzhaus, der an der Stelle des heutigen Bahnhofs Friedrichstraße stand und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf den Grund niederbrannte, wurde nur wachsende Zirkuskunst, die auf dem Manegeland großgezogen ist, geboren. Herbedressur stand in erster Linie, und selbst die komische Figur des „August“, die sich die ganze Welt erobert hat, ist hier in der Person des dem Alkohol stark ergeben gewordenen berühmten Clowns Tom Dellina nur durch einen launigen Zufall entdeckt worden. Auch in dem Renzischen Markthallenzirkus am Schiffbauerdamm kam unter dem Nestor der Manege die moderne Richtung anfangs nicht zur Geltung. Der alte Renz war für Neuerungen schwer zu haben und erst sein Sohn Franz, fast mehr Geschäftsmann als Künstler, schlug ganz neue Bahnen ein, die bald im Publikum Gegenliebe und bei den Direktionskollegen Nachahmung fanden. Das Ausstattungstüde auf dem gelben Sande war geboren. Zwischen durch residierte jahrelang, als Renz das Berliner Pflaster miß, in dem ehemaligen Markthallengebäude der Zirkus Salamonski, und Mitte der achtziger Jahre erstand dicht dabei, neben dem Lessingtheater, unter dem Direktionszepter Schumanns für kurze Zeit der erste transportable Zirkus, der in zwei Tagen aufgebaut und abgebrochen werden konnte. Im Berliner Westen siedelte sich eine Saison hindurch der amerikanische Zirkus Barnum an, ohne übermäßige Begeisterung an der Spree zu wecken. In den letzten Jahren haben Schumann in der Karlstraße und Busch am Bahnhof Börse, jeder auf seine Eigenart, das Feld beherrscht. Vorübergehend riß der smarte Direktor Sarafani, vom Volkswitz „Saurer Sabne“ getauft, das Publikum mit sich. Auch die kleinen Wanderzirkusse, die hier und da an der Weichbildgrenze ihr Zeltlager bauten, fanden Liebhaber.

Kriegsstarke Kompanie des 92. Infanterieregiments mit Schellenbaum und Regimentsmusik unter dem Kommando des Grafen v. Lehsten herangezogen. Kommandorufe erschallen und in schnurgerader Linie zieht man die grauen Mäntel und die schwarzen Helmübche auf dem gelben Sande stehen. Wenige Minuten vor 1/2 Uhr erschienen Oberbürgermeister Reitemeyer, die Stadtverordneten, der Präsident des Landtages und alle anderen Vertreter von Zivil- und Militärbehörden. Dann hört man vereinzelte Hoch- und Hurraufe aus der dichten Menschenmasse. Jenseits des Publikums wird ein Pilett von Schupleuten zu Pferde sichtbar. Der Polizeipräsident Freiherr von dem Busche eröffnet den Zug der Hofwagen, die mit blaugelbten Dienern besetzt sind. Dann wird der hellblaue, von sechs purpurgeschmückten Schimmel zu la Daumont bespannte Staatswagen sichtbar, in dem der Herzogregent und seine Gemahlin sitzen. An ihrer Seite reitet der Oberstleutnant Freiherr v. Girstewald in blauer, silberbetrehter Hofuniform mit dem Dreispitz auf dem silberweißen Paare, während die Braunschweiger Husaren mit dem Major Graf v. Schwerin an der Spitze den Befehl des farbenreichen Juges machen. Langsam und feierlich fährt die himmelblaue Staatskutsche vor der Bahnhofstrampe vor, wo Oberstleutnant v. Uechrich und Steinfisch, der Kommandeur der Braunschweiger Husaren, Oberst v. Winterfeld, der Bruder des jüngst verunglückten deutschen Militärattaches und Kommandeur des 92. Infanterieregiments und der Kommandeur des niederländischen Feldartillerieregiments Nr. 46 in Wolfenbüttel, v. Hagenstein, Aufstellung genommen haben. Die Herzogin im dunklen Reifkleid mit schwarzem Federhut, der Herzog in großer Generalsuniform, mit dem Bande und der Kette des Ordens Heinrichs des Löwen über dem Mantel, entsteigen dem Wagen. Und während die Herzogin sich ins Fürstengimmer begibt, um sich von den dort erschienenen Herren und Damen des braunschweigischen Hofstaates zu verabschieden, schreitet der Herzog langsam und ernst die harte Reihe der Ehrenkompanie hinab. An deren Ende haben vier Herren der braunschweigischen Kriegervereine im schwarzen Rock und Halmstiel mit ihren Fahnen Aufstellung genommen und auch ihre Meldung nimmt der Herzog freundlich lächelnd entgegen. Infanterie und Husaren haben sich inzwischen zum Paradeplatz formiert; zum letzten Male ziehen sie unter den Klängen der Regimentsmusik an Herzog Johann Albrecht vorüber. Dann nimmt der Herzog Abschied von den Herren seiner Umgebung.

Das ist interessant, daß ist lebendig, farbig und zugleich ergreifend. So muß eine Zeitung gemacht werden. Aber das werden Sie niemals lernen. Und es soll mich wundern, ob Sie diese meine Zeilen Ihren Lesern unterbreiten. Sollten Sie es aber dennoch tun, so bitte ich um baldige Uebersendung des Honorars, damit daß ich mir auf dem Schupmannsfest was Extras leisten kann.

Damit ich verbleibe mit der Ihnen gebührenden Hochachtung

Friedrich Wilhelm Schulze
Rentier und Hausbesitzer.

Ernst.

Nun steht sich Busch zur Ruhe, weil er das Gen herein hat und auch keine Reue hat, den Appetit des Steuer-molochs zu befriedigen. Allzu viel Tränen wird aber die Berliner Bevölkerung dem jetzt hurratriotisch gestalteten Unternehmen nicht nachweinen.

Waffenvergiftungen im Osten der Stadt.

Nach dem Genuß von Hackfleisch sind im Laufe des Sonnabends und Sonntags mehrere Familien in der Dolziger- und Samariterstraße unter schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Die Erkrankten, mehr als 20 Personen, leiden alle an heftigen Fieber und Erbrechen, so daß sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten. Die Kriminalpolizei hat Reste des Hackfleischs, auf dessen Genuß die Vergiftungen anscheinend zurückzuführen sind, beschlagnahmt und zur genaueren Untersuchung dem Institut für Infektionskrankheiten überliefert. Ueber die Waffenvergiftungen, die in dem betreffenden Viertel große Unruhe hervorgerufen haben, erfahren wir folgendes:

Die Kinder mehrerer Eheleute aus der Dolziger- und Samariterstraße holten von einem Schlächtermeister in der Nachbarschaft am Freitagabend Hackfleisch, von dem alle Familienmitglieder aßen. So u. a. auch der 41 Jahre alte städtische Arbeiter Ferdinand Graband aus der Dolzigerstraße 35 mit seiner 41 Jahre alten Ehefrau und drei Söhnen von 16, 15 und 8 Jahren, sowie der 43 Jahre alte Arbeiter Friedrich Eis, der mit der 41 Jahre alten Witwe Elise Hausberg in der Dolzigerstraße 40/41 einen gemeinschaftlichen Haushalt führt. Neben diesen aßen auch ein 14 Jahre alter Sohn des Arbeiters, zwei 13 und 16 Jahre alte Söhne der Witwe und deren 9 Jahre alte Tochter von dem Fleisch. Auch sie liegen, ebenso wie mehrere andere Familien aus der Samariterstraße, nach dem Genuß des Fleisches schwer erkrankt. Die Arbeiter Graband und Eis mußten am Sonnabend ihre Arbeit einstellen und sich nach Hause begeben, wo sie die anderen Familienmitglieder schon erkrankt vorgefanden. Eis benachrichtigte auch schon am Sonnabendabend durch Nachbarn einen Arzt, während die Familie Graband, obwohl sie alle schon hart fieberten und heftige Erbrechen hatten, erst gestern ärztliche Hilfe herbeiführte. Es sind wahrscheinlich noch mehr Personen erkrankt als bisher amtlich bekannt geworden sind. Erst Sonnabendabend meldete sich noch eine Frau aus der Elbinger Straße, die ebenfalls Hackfleisch genossen und jetzt an Vergiftungserscheinungen schwer daniederliegt. Sie hatte das Fleisch auf dem Markt gekauft. Wie sie sagt, war ihr die dunkle Farbe des Fleisches aufgefallen und außerdem habe es schlecht gerochen. Trotzdem verzehrte sie es, weil sie nicht glaubte, daß es schädlich wirken könne.

Ein Opfer des Alkohols.

Der 26 Jahre alte Arbeiter Friedrich J. aus der Viehmannstraße hatte nach Geschäftsschluss stark über den Durst getrunken. Als er sich gegen 8 Uhr auf den Heimweg machte, vermochte er sein Zweirad nicht mehr ordentlich zu lenken. In der Alten Jakobstraße fuhr er vor dem Hause Nr. 110 gegen einen Pferdeomnibus der Linie 18. Hierdurch kam er zu Fall und geriet so unglücklich unter die Räder, daß ihm diese über Kopf und Hals gingen. Die Verletzungen waren so schwer, daß ein sofort hinzugerufener Arzt nicht mehr helfen konnte. Der Verunglückte starb auf der Stelle. Die Leiche wurde von der Polizei beschlagnahmt und nach dem Schauhaufe gebracht.

Beide Weine abgefahren.

Ein entsetzlicher Unglücksfall hat sich in der Nacht zum Sonntag auf der Stettiner Bahn zugetragen. Die zwanzigjährige Buchhalterin Dora Husen, Wehnenstraße 20 wohnhaft, hatte auf dem Bahnhof Waldmannslust einen bereits in der Fahrt begriffenen Verortzug nach Berlin besteigen wollen. Sie rutschte jedoch auf dem Laufbreit ab und kam so unglücklich zu Fall, daß sie mit beiden Beinen unter die Räder des Wagens geriet. Ehe der Zug auf die Ruhe von Beamten zum Halten gebracht werden konnte, waren mehrere Wagen über die Unglückliche hinweggegangen. Beide Weine wurden der S. vollständig abgefahren. In dem gleichen Zuge wurde die Schwererleichte nach dem Stettiner Bahnhof und

Theater.

Leffingtheater: Pygmalion, Lustspiel von Shaw. Der Schauspieler Pygmalion hatte bei einem dankbaren Publikum großen Erfolg. An Komödien wie die Shaw'schen „Helden“ oder auch an seinen „Arzt am Scheidewege“ durfte man freilich nicht denken. Das neue Lustspiel ist eine reiche dialogisierte Blaudererei, die er in anspruchsvoller Sprache spielend improvisiert. Er schildert einen Haufen paradoxer Einfälle kaiserdörflich durcheinander und fecus sich an der Unzeit, unbekümmert darum, ob die Farben auch zusammen stimmen.

Der Pygmalion der Sage ist ein Künstler, der sich in sein Kunstwerk, die Marmorstatue einer Jungfrau, verliebt, durch die Blut der Liebe das Geschaffene zu eigenem Gefühl und Leben weckt. In dem Verhältnis des plebeischen wunderlichen Professors Higgins, eines entzogenen Dialektforschers, zu dem Londoner Straßenmädchen, deren Jargon er in sechsmonatiger Lehrzeit zur korrektesten Salonsprache umzubilden gewettet hat, läßt sich jedoch irgendeine parodistische Beziehung zum alten Märchen kaum erkennen. Das Mädel wandelt sich im Handumdrehen zur eleganten Dame und wird den Reizern dann handesamtlich an sich fesseln. Aber weder kann der gelehrte Herr dies Werk der Wandlung seiner Kunst zugute schreiben, noch scheint er dadurch sonderlich enthusiastisiert. Immerhin, es wäre das ein dankbares ironisches Motiv gewesen. Freilich hätte das Konzentration verlangt. Mit einer auf grobianisch Schrägenhafte und auf erotische Windheit eingestellten Posenfigur wie Higgins läßt sich das nicht machen.

So wenig wie das Pygmalionmotiv, so wenig wird ein anderes durchgeführt. Doch das von Higgins aus Verabredung erhaltene Experimentalmotiv in einem Halbjahr einen Ehel gewonnen, der es ihm ermöglicht, als angebliche Herzogin zu glänzen — diese Idee verspottet höchst den Dünkel jener Kreise, die exklusiv mit ihrem „guten Ton“ zu prunken pflegen. Ein bihaden Dressur und weibliche Geschmeidigkeit genügt, um es im Talmi solcher „Bildung“ ihnen gleich zu tun. Indessen Shaw vergißt dann wieder, wo es ihm paßt, die Absicht. Bei der ersten Probe im Telesalon von Higgins Mutter läßt er die kleine Doolittle die allerdümmsten Dummdreien verzapfen.

Nicht nur die äußere Politur ist trotz gewonnener Wette mangelhaft geblieben, die innere noch viel mehr. Der Liebe, die das Mädel zu ihrem widerwilligen Erzieher unterdes gefaßt hat, fehlt jede sanftere Sittensanmut. Noch am gleichen Tage, an dem sie in der Herzoginnen-Wardrobe parodierte, wirft sie dem Ahnungslosen die Pantoffel an den Kopf. Das ist die Duvettüre zu dem Hochzeitsmarsch. Sie sanken sich noch einen ganzen Akt hindurch, bis der Professor dann erkennt, daß er sie nicht entbehren kann. Ueberall lustig originelle Ansätze, doch keiner, der zu wirklich lustspielmäßiger Entfaltung läme. Die eindrucksvollste aller Epifoden, in der der Schauspieler Witz seine respektlosesten Parzeleidee schöpft, war die Erkennung des alten Doolittle, des jovialen Müllkutschers, der einen kleinen Erpressungsversuch riskiert und bei der Gelegenheit vor dem Professor seine philosophischen Anschauungen über bürgerliche Moral entwickelt. Am Schluß sieht man ihn dank eines Testaments in der Würde eines neugeborenen Bourgeois und Wanderpredigers.

von dort nach dem Krankenhaus Am Urban gebracht. An dem Aufkommen des jungen Mädchens wird gezweifelt.

Kleine Nachrichten. Acht Tage tot in ihrer Stube gelegen hat, ehe man von ihrem Hinscheiden etwas merkte, die 75 Jahre alte Renteneinpfängerin Franziska Matkowska aus der Holmannstraße 7. Die alte Frau hatte dort für sich allein eine Stube inne und lebte ziemlich für sich zurückgezogen. — Mit Cyanall vergiftet hat sich in der Nacht zum Sonntag der 46 Jahre alte Versicherungsagent Hermann Meyer aus der Sellenstraße. Unheilbare Krankheit hat den Mann zu der Tat getrieben. — Aus dem Landwehrkanal gelandet wurde gestern am Charlottenburger Ufer die Leiche eines jungen Mädchens von etwa 18 bis 20 Jahren. Die Tote ist ungefähr 1,50 Meter groß und schlank, hat braune Augen und vollständige Zähne und trug eine lange blaue Goltjade, ein blaues Kostüm, gelbe Handschuhe, braune Strümpfe und S. S. gezeichnete Mäße. Die Leiche scheint etwa drei Wochen im Wasser gelegen zu haben. — Auf einen Kindesmord läßt ein Fund schließen, den man gestern im Mühlendammwehr, hinter der Städtischen Sparkasse, machte. Ein dort treibendes Paket enthielt die Leiche eines weiblichen Kindes, das, nach äußerlichen Verletzungen so schießen, von der unnatürlichen Mutter nach der Geburt gewaltsam getötet worden ist.

Was geht in der A. G. G. vor?

Eine von etwa 4000 Personen besuchte Betriebsversammlung aller in der A. G. G. (Turbinenfabrik) beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen nahm am Sonntag in Kellers Festsaal, Koppenstraße, den Bericht des Arbeiterausschusses über die Verhandlungen mit der Direktion entgegen. Die Verhandlungen machten sich vor allem notwendig wegen der Kürze an den Akkorden und wegen der rigorosen Behandlung durch einen Teil der Meister. Wie die Mitglieder des Arbeiterausschusses, Fröhe und Kräfte, mitteilen konnten, ist die Direktion den Forderungen der Arbeiter nur teilweise entgegengekommen. Nach Ansicht der Direktion seien die Befürchtungen, daß die Arbeiter in Zukunft nicht mehr auf ihre bisherigen Lohnsätze kommen könnten, unbegründet. Auch wurde Abhilfe versprochen, soweit es sich um das rigoreuse Auftreten der Meister handelt. Im großen und ganzen, so betonten die Referenten, sei jedoch das gewünschte Resultat durch die Verhandlungen nicht erzielt worden. Die sehr lebhaft diskutierte endete schließlich damit, daß die Versammlung einstimmig beschloß, daß der Ausschuss noch einmal bei der Direktion vortreten und versuchen solle, auf gutlichem Wege noch etwas mehr zu erreichen, als die Direktion dem Arbeiterausschuss versprochen hatte.

Aus aller Welt.

Lippendienst.

Gott sei Dank gibt es auch in unserer materialistisch gesinnten Zeit — siehe Kruppzeugprozeß — immer noch Idealisten, die unseren guten alten Ruf, daß wir ein Volk der Denker und Dichter seien, aufrecht zu erhalten wissen. Sie leben der ersten Forderung und sorgen dafür, daß unsere Kultur vorwärts gedrängt wird. Natürlich können sie sich um so nebensächliche Dinge wie etwa das Problem der Arbeitslosenfürsorge nicht kümmern. Ihr Blick ist auf Größeres, Wichtigeres gerichtet, den Möglichkeiten des Lebens können sie ihre Zeit nicht widmen. Der ganzen Menschheit ist ihr Streben geweiht, den Ursachen der menschlichen Entwicklung gilt ihr Nachdenken.

Das wird einem jeden klar werden, wenn er beispielsweise das Thema eines Vortrages hört, den der bekannte Genealoge Kammerherr Dr. Stefan Rekulé von Stradonitz am Freitag in der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene hielt. An Hand zahlreicher Lichtbilder behandelte er die Entstehung und Vererbung der sogenannten Habsburger Lippe, jenes berühmten Familientyps des Hauses Habsburg.

Nach einem und zugehörigen, sehr verlässlichen Bericht verwickelt in der interessanten Diskussion über dies hochwichtige Kulturproblem ein Sachkenner auf die Tatsache, daß die Habsburger Gängelkappe sich in ganz eigenartiger Anpassung an das Milieu auch bei gewissen Lakaien und Höflingen vorfindet. Durch die mit diesem Verus öfters verbundene Notwendigkeit des Stiefel-

Dem Stück kam eine ungewöhnlich feine Aufführung zu Hilfe. Ella Durieux in der Figur des schmutzigen Straßenmädchens und der späteren Dame sprudelte von Temperament. Ebenso Steinrück in der schwierigen Rolle des bärbeißigen Experimentators. Ilka Grünig war eine reizend gütige Mutter, Evert im ersten Akt ein unvergleichlicher Doolittle.

Musik.

Theater des Westens: „Polenblut“, Operette von Leo Stein, Musik von Oskar Nedbal. Die Erhaufführung brachte mehr denn einen glänzenden Erfolg: den Beweis, daß unsere zeitgenössische Operettenproduktion sich nicht in hoffnungslose Unfruchtbarkeit zu verlieren braucht. Leo Stein hat zum „Polenblut“ einen Text geliefert, der sich weit über die leichte Unterhaltung, Joten- und Mädchenmache der heutigen Operettennorm erhebt.

Der verschuldete polnische Landadelmann Baranski führt in Gesellschaft prässender Freunde ein Luderleben, das seinen Besitz total zerrüttert hat. Sein väterlicher Freund Von Jaremba, zugleich sein härtester Gläubiger, möchte ihm seine Tochter Helena zu Frau geben. Auf einem Ballfest in Warschau sucht er ihm sein Kind nahe zu bringen, doch vergebens. Diesen macht die Reize der Tänzerin Wanda Kwankinska blind gegen die unverborgenen Werte des jugendfrischen Landfräuleins. Wieder will er sich in eine Bäuerin verlieben. . . Diesen Ausspruch soll er hören. Das verschmähete Mädchen verdingt sich, als Bauernmädchen verkleidet, auf seinem Gut als Wirtschaftlerin und läßt hier ihre Liebe still walten zum Segen des Gutes und seines von ihr gezügelten Herrn. Das Entsetzte zeigt den Ausschlag des Gutbetriebes. Ihre Mission ist damit erfüllt. Da durchkreuzt der plötzliche Besuch der Tänzerin die Aussprache zwischen Baranski und Helena, doch die Eifersucht dieses Gastes führt zur Klärung aller Mißverständnisse. Die jetzt verschmähete Tanzdiva tröstet sich mit Baranskis Freund Popiel, Helena aber wird die Gattin ihres geliebten Baranskis.

In dieser in allen Momenten spannenden und mit Humor durchwobenen Handlung hat Oskar Nedbal eine ebenso geschmackvolle und reizvolle wie blutarme Musik geschrieben. Grazie und Frische lösen einander ab in den vielerlei vortrefflichen „Schlagern“, unter denen aus dem ersten Akt das Tangoduet „Hören Sie, wie's singt und klingt“, aus dem zweiten das feste Marschlied „So lang's noch solch Frauen gibt, ist Polen nicht verloren“, sowie das romantische Bauernduett von der Gutswirtschaft mit seiner anschließenden Bagatelle in einem Volkston besonders hervorzuheben seien. Die musikalische Pracht schwingt sich im dritten Akt geradezu zu opernartiger Grandezza auf, wofür das feingearbeitete Erntedanklied und die jubelnden Tanzdörre der Dorfjugend volle Belege bieten.

Die Aufführung war glänzend. Vortrefflich und sicher sind unter der Regie Guwos Charles die Massen geleitet und gruppiert, reizvoll die Einzelarrangements ausgearbeitet. Von den Darstellern zeigte sich jeder einzelne mit trefflichem Gelingen für den Erfolg ein. Ein männlich frischer und gewinnender Mensch ist der Graf Baranski Albert Kühners, der mit seinem sympathischen, klangvollen Tenor wahre Freude weckt. Marie Ottmann als Helena Jaremba steht ihm würdig zur Seite. Voll köstlichen Humors

Lebens entwickelt sich der die Unterlippe herabziehende Muskel bisweilen besonders stark und hält dann die Lippe in herabhängender Stellung. Dadurch entsteht eine ähnliche Mißbildung. Bei diesem Worte wurde der Redner durch Pflurufe unterbrochen, und die Versammlung endete in Tumult.

Aus dem unterirdischen London.

Zu einer blutigen Schlägerei ist es in der Nacht zum Sonntag in einem nördlichen Vorort von London gekommen. Ein Soldat geriet in einer Aneipe mit einem Matrosen in eine Schlägerei und versetzte diesem mehrere Fußtritte gegen den Unterleib. Die Verletzungen des Matrosen waren so erheblich, daß er kurze Zeit darauf starb. Als mehrere Polizisten den Mörder abführen wollten, nahm die Menge eine so feindliche Haltung an, daß die Polizisten gezwungen waren, Verstärkungen zu holen, um sich der Angriffe der Menge zu erwehren. Die zur Verstärkung ein-treffenden Polizeibeamten mußten einen förmlichen Sturmangriff gegen das Publikum unternehmen, um ihre Kameraden zu befreien. Hierbei wurde ein Mann getötet und sieben verwundet. Mehrere Polizisten wurden gleichfalls durch Steinwürfe verletzt. Die Polizisten gewannen schließlich die Oberhand und nahmen sechs Verhaftungen vor.

Die Sintflut in Norditalien.

Die Ueberschwemmungen im Süden der lombardischen Ebene sind nach den letzten Nachrichten noch umfangreicher gewesen und haben größere Verheerungen angerichtet als die ersten dürftigen Berichte erkennen ließen. Die ganze riesige Ebene gleicht einem flachen See und ganze Ortschaften sind vom Verkehr untereinander abgeschnitten, so daß man von der Größe des Schadens noch kein richtiges Bild haben kann. Sehr viel Groß- und Kleinvieh ist den Fluten zum Opfer gefallen. Dabei schwillt das Wasser noch andauernd an, und der Bewohner bemächtigt sich wachsende Unruhe. Die Regierung hat mehrere Regimenter Soldaten zur Hilfeleistung nach dem Ueberschwemmungsgebiet ab-gesandt.

Letzte Nachrichten.

Die Stichwahl in Italien.

Rom, 2. November. Die Stichwahlen fanden heute in ganz Italien unter großer Beteiligung statt. Im ersten Wahlkreise der Stadt Rom wurde der Nationalist Federzoni gegen den Sozialisten Campanozzi gewählt. Im Wahlkreise Como wurde der frühere Minister Carcano wiedergewählt. In Mailand wurden gewählt: im ersten Wahlkreise der ministerielle Liberale Decapitani gegen den Republikaner Eugenio Chiesa, im zweiten Wahlkreise der ministerielle Liberale Agnelli, im dritten Wahlkreise der Sozialist Raffioli, im vierten Wahlkreise der Radikale Gasparotti.

Revolversehne eines Betrunknen.

Rosati, 2. November. Heute nacht ein Uhr gab der Arbeiter Hermann Scham aus einer Browningspistole auf offener Straße mehrere Schüsse ab, die zwei Schulkinder sowie einen Passanten namens Koch schwer verletzten. Scham, von dem man annimmt, daß er die Tat in der Trunkenheit begangen hat, wurde verhaftet. Die Verletzten wurden in das Krankenhaus geschafft.

Großfeuer im Lübecker Hafen.

Lübeck, 2. November. Heute nachmittag gegen vier Uhr kam hier ein riesiges Feuer zum Ausbruch. Es entstand an den weit ausgedehnten Holzplätzen der Firma Brüggemann u. Sohn am Hafeneingang und wüthete bis zum späten Abend mit unvermindeter Gewalt. Die Stadt und ihre Umgebung waren taghell erleuchtet. Hilfe leisteten die Feuerwehre von Lübeck und zahlreiche Wehren der Umgegend, ebenso die Matrosen der ersten Minensubdivision. Den vereinten Anstrengungen gelang es, ein Uebergreifen des Feuers auf die benachbarten Holzplätze zu verhindern. Der Brand erinnert an die Feuerabrisse, die sich im Mai und Juni d. J. hier ereigneten und deren Urheber noch nicht ermittelt werden konnten.

und herziger Sonntagsheit ist der Frauenfreund Popiel in Gustav Müllers Wiebergabe, feich und voll sprudelnder Eleganz. Romy Bergern Tänzerin Augustina, neben deren Grazie die alte Theatermutter Földi Augustina eine stilliche Folie der Komik bietet. Eine übertragende Sonderleistung bilden die Transproduktionen des russischen Sololängers Fedja Stepanoff; aber auch die Arrangements der Gruppentänze können sich daneben wohl behaupten. Das Orchester klingt grazios, bezieht und reich maniert und bietet prächtige Farben. In Kapellmeister Max Roth hat die Aufführung einen feinsinnigen und schwungvollen Leiter.

Der Erfolg des Abends war ein ganzer und ein herzlich be-ziehender.

Deutsches Opernhaus, Charlottenburg. Albert Lorchings „Undine“ weckt die Erinnerung an eine Oper gleichen Namens, die der „Gespensier“-Hoffmann zu einem Libretto von Fouqué, dem Dichter dieses bekannten Märchens, 1818 geschrieben hat. Sie kam drei Jahre später mit Dekorationen nach Entwürfen Schinkels am Agl. Schauspielhaus in Berlin dreiwöchentlich zum Aufführung, wurde aber seit dem Brande dieses Theaters nicht mehr gegeben, obgleich Carl Maria v. Weber das Werk als „eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat“, bezeichnet hatte. Daß Albert Lorching, als er 1848 den Plan zu seiner „Undine“ sagte, die Hoffmannsche Parititur jemals vor Augen gehabt habe, ist ausgeschlossen. Er schrieb sich, wie immer, sein Libretto selbst, in Anlehnung an Fouqués Erzählung, aber mit mannigfachen freien Erfindungen.

1846 wurde die Oper zum erstenmal gegeben. Seitdem hat sie sich mannigfaltige Verzierungen gefallen lassen müssen: durch unfinnige Streichungen wie auch durch „Einlagen“ von anderen Komponisten. Die jetzt zur Aufführung gelangte „Undine“ hat zunächst den Vorzug, ganz aus Lorchingscher Musik zu bestehen. Neu hinzugenommen hat Direktor Hartmann das Duett im zweiten Akt des ersten Aktes, und zwar in seiner vierjährigen Vollständigkeit; ferner das Terzett zwischen Hugo, Vertilda und Undine im siebenten Auftritt des dritten Aktes, wodurch die Vorgänge deutlich motiviert erscheinen. Andererseits wieder erweisen sich einige Kürzungen als notwendig. Ganz gelassen ist Vertaldas Hochzeitsfest im vierten Akt, und das ist gutzuheißen. Ungezügelt kommt jetzt die eigentliche Handlung zum rascheren Abschluß, wenn auch die Vorstellung, alles in allem, noch immerhin drei Stunden beansprucht. In dieser textlichen und musikalischen Auffassung tritt eine zum Teil prächtige Dekoration, die den Stilcharakter des 18. Jahrhunderts getreulich zum Ausdruck bringt.

Nicht ganz vermochte die Aufführung selbst zu befriedigen: sie war weniger frisch, als man es bisher im Opernhaus gewöhnt war. Ramentlich bewegte sie sich im ersten Akt etwas in ähnlichen Gleisen. Ohne die Vortrefflichkeit Julius Liebans als Schildknappen Veit und Peter Lorchmanns als Kellermeister anzulasten, sei jedoch gesagt, daß jedwede Uebertreibung der Späße von Uebel ist. Elisabeth Boehm von Erdert war eine echte Undine, im Schlußbilde auch wahrhaft schwebend. Bertha Stolzenberg sah und hörte man seit Buccinis Mädchen aus dem goldenen Westen nicht mehr so vorzüglich wie diesmal. Paul Hansen (Ritter Hugo) singt kernig genug, um aus seinem Ritter nicht einen schmachtigen Seladon zu machen. Werner Engel (Kühleborn), Ernst Lehmann (Pater) spielten und sangen ziemlich unadelig, auch die Chöre klangen rein. ek.

Theater.

Montag, 3. November 1913.

Anfang 6 Uhr.

Eines Palast am Zoo. Varieté-
Nachtspiele.

Anfang 6 1/2 Uhr.

Eines Rollendorf-Theater. Varieté-
Nachtspiele.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Kgl. Opernhaus. Der Rosen-
kavalier.

Kgl. Schauspielhaus. Schwanen-
weiß.

Deutsches. Toronado Tasso.
Virtus Busch. Galavorstellung.
Virtus Schumann. Galavorstellung.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Mit dem „Imperator“ nach
New York.

Orchestra: Konfir. - Ingenieur
H. Rehner: Hammerwerke und
Rechwerke.

Kammerspiele. Der verlorene
Sohn.

Theater am Rollendorfplatz. Der
lachende Dreiwund.

Königsgräber Straße. Die fünf
Frankfurter.

Leistung. Pygmalion.
Theater des Westens. Polenblut.

Deutsches Künstler-Theater.
Hanneles Himmelfahrt. Der
zerbrochene Krug.

Deutsches Opernhaus. Lobelanz.
Deutsches Schauspielhaus. Die
heitere Reise.

Neues Opernhaus (Kroll).
Gejöhlfen.

Berliner. Wie einst im Mai.
Thalia. Die Langoprinzeßin.

Komödienhaus. Hinter Mauern.
Montis Operetten. Die ideale
Gattin.

Schiller O. Wenn der neue Wein
blüht.

Schiller Charlottenburg. Rosen-
montag.

Residenz. Hohheit — der Franz.
Metropol. Die Reise um die Welt
in 40 Tagen.

Kasino. Ferdinand der Jugend-
hölle.

Reines. Selinde.
Trianon. Seine Geliebte.

Perseus. Was sagen Sie zu
Vebusch?

Wintergarten. Spezialitäten.
Reichshallen. Steintiner Sänger.

Eines Apollo-Theater. Varieté-
Nachtspiele.

Eines Friedrich-Wilhelmstadt.
Varieté-Nachtspiele.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Wife. Im weißen Röhl.
Lustspielhaus. 77: 10.

Zuifen. Hopfenrats Erben.
Folies Caprice. Ritter Waldrian.

Die Witzgebur. Das Adaption-
kind.

Walhalla. Der Liebesentel.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Neues Volkstheater. Die Sieb-
zahnährigen.

Anfang 9 Uhr.

Admiralspalast. Die lustige Pappe.
Eines Rollendorf-Theater. Varieté-
Nachtspiele.

Kocher mit Knorr

Beachten Sie bei Verwendung der Knorr-Suppenwürfel den hochfeinen, natürlichen Geschmack jeder Sorte und die große Ausgiebigkeit! 46 Sorten, wie Hausmacher, Eierspätzle, Pariser usw. 1 Würfel 3 Teller 10 Pfennig.

Ebenso anerkannt sind
**Knorr-Hafermehl, Haferflocken,
Reismehl, Grünternmehl.**

Frage Ihren Freund nach Hohenbinde!!!
Heideschloß Hohenbinde „Zum Gutenberg“
Station Erkner. □ □ Fernruf: Erkner 293.
Buhtag Gr. Schweine-Schlachten, Fr. Blut- und
Leberwurst, Weißfleisch etc. in weißbrennender Güte.
Bereine, Herrenpartien, alle Toppensänger, lieben Freunde, Bekannte und
Commernisse laden zu dieser Schlederei ein. Vereinen halte mein
romantisch an Spree und Wald gelegenes Lokal für Ausflüge empfohlen.
3 elegante Rotorboote („Gutenberg“, „Hohenbinde“ und „Gerda“, 75, 65
u. 40 Pers.) zu kulantem Bedingungen. **Alb. Lehmann.**

Engelhardt Spezial-Hell

ein Qualitätsbier!




**Die Marke,
die mein Mann
bevorzugt!**

Selowsky's Caruso-Cigaretten

sind **garantiert trustfrei!**

„ADLER“-DAUER-WÄSCHE

kalt abwaschbar
trägt diesen Stempel



zum Schutze gegen Täuschung.
Zentrale:
Berlin A. 14, Dresdenerstr. 50/51
Spezial-Verkaufsstellen:
Berlin S: Dresdener Str. 50/51.
" C: Alte Schönhauser Str. 41.
" N: Chaussee-Str. 100.
" N: Behm-Str. 39.
" O: Frankfurter Allee 16.
Schöneberg: Akazien-Str. 8.
Charlottenb: Wilmersdorf-Str. 143.
Lichterfeld W: Kneesebeck-Str. 11.
Brandenburg a. H.: Haupt-Str. 33.

Leihhaus Moritzplatz 58a

Eine hochinteressante Weltreise für nur 15 Pf. pro Woche.

Bestellschein VW.

Was regt den Geist von neuem an, bringt Frohsinn und Schaffensfreude wieder — ? Neugier und Reisen! Wir wollen erfahren, wie die Welt in Wirklichkeit mit all dem Reichtum ihrer Naturschönheiten aussieht und wie die Reichen daraus leben. Wer Zeit und Geld hat, der reist. Aber wie weit läßt ihn sein Verstand fortgehen? Er muß meistens nach kurzer Zeit wieder heimlich sein. Viele können dies aber überhaupt nicht, und sollen sie es sich entgehen lassen? Nein! — Wir wollen dem lehrreichen Sinn den ganzen bewundernswürdigen Erdennrund schenken, indem wir diesen durch Reiser in Wort und Bild entlocken lassen. Länder, Völker, Naturbeschreibungen sollen unsere Leser fesseln und erfreuen. Sie werden mit uns von Land zu Land, von Ort zu Ort reisen. Wir versprechen unseren Lesern genutzreiche Stunden und wollen ihnen ein freundlicher aufmerksamer Führer sein. Trete jeder mit uns getrost die Weltreise an und lerne die Macht der Natur, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkernationen ohne Reisebeschwerden, teure Ausstattungen und Reisegefährden kennen. Er kann alles im gemütlichen Heim für 15 Pf. pro Woche durch unsere Zeitschrift „Durch alle Welt“ genießen. Zu einer Reise gehört aber auch eine allgemeine Orientierung über Städte, Gebirge, Ströme, Seen, die besucht werden. Auch dies haben wir vorgelesen. Es erhalten alle Abonnenten in Lieferungen **außerdem einen großen Universal-Hand-Atlas**, enthaltend über 320 Völk- und Nebenarten **vollständig gratis.**

Bei uns einen guten Platz für die Reise zu belegen ist nicht schwer. Jeder Platz ist gleich gut. Sobald Sie den angelegenen Bestellschein ausgefüllt und eingelandet haben, wird die Reise angetreten. 175/30

Verantw. Redakteur: Hans Weber, Berlin. Inzeratenteil veranw.: Th. Glöde, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlag, u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. **Hierzu 1 Beilage.**

Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher usw.

Bureau: Reichsstraße 28, part. Fernsprecher Amt Dpl. Nr. 4787. **Filiale Berlin.** Arbeitsnachweis: Rüdigerstraße 9. Fernsprecher: Amt Norden 6708.

Dienstag, den 4. November 1913, abends 8 1/2 Uhr:
Mitglieder-Versammlung
im Gewerkschaftshause (großer Saal), Engelauer 15.
(Fortsetzung der Versammlung vom 30. Oktober.)

Tagesordnung:
1. Wahl des Vorstandes. 2. Kassenbericht für das 1., 2. und 3. Quartal 1913. Verbandsangelegenheit.
Nur Mitgliedsbuch legitimiert!
Die Versammlung wird pünktlich eröffnet. — Zahlreichen Besuch erwartet

135/17* **Die Ortsverwaltung.**

Das alkoholfarme Borussia-Bier

ist in jedem Haushalt das geeignetste Getränk für Frauen und Kinder

**Borussia-Brauerei
Berlin-Weißensee**

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Spezialarzt

Dr. med. Karl Reinhardt.
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 11-12 u. 1/2-10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. **Vorzügl. Dauererfolge, auch bei schwersten, voralteten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.**

Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.

Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

Der nächste Herrenvortrag findet statt am **Donnerstag**, den 6. Novbr. 1913, abends 7 1/2 Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 58/59, über: **Harnleiden**, wirksame und kurpfuscherhafte Behandlungsmethoden, mit Demonstrationen an naturgetreuen Wachsmoellen.

Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

Kaffee-Groß-Rösterei Gebr. Grossien

Neue Schönhauser Str. 14 Amt Nord- den 027.
Zweig- geschäft Frankfurter Allee 188.
Postcheckkonto 9845.
Stündlich frisch geröstete **Kaffees**
Gute Qualitäten **130 Pf. an.**
Spezialität:
Grossien's Mischungen
Pfd. 80, 90, 100, 110 Pf.
Zahlr. freiwillige Anerkennungen.
In Berlin Zusendung frei ins Haus.
Nach außerhalb Porto extra.
Wir bitten, genau auf unsere Firma zu achten, da wo die Röstmaschine im Fenster in Betrieb ist.

Stoffe

für Maßanzüge,
eleg. Paletots Meter **M. 5, 7, 9**
Kostüm- und
Wilderstoffe Meter **M. 3, 4, 5**
Persianer imit.
Plüsch 130 cm br. **M. 7 50 9 50**
Seiden-Seal prima Qual. **M. 15**
Astrachan, Futter **M. 4 50 6 50**
Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.
Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche.

Ich bin gesund und kräftig weil ich immer **Brünners Malz** trinke.

offen, Sie schmecken mit so gut

Brünners Malz
in Originalkruken zu 50, 85 und 120 Pf.
Probieren in Lebensmittel-Geprüften

Patentgebisse

Plomben etc., Teilzahlung 1,-.
Moderns Zahnkunst
Neukölln, Bergstraße 156.

Pleureusen

in allen Farben direkt aus der Fabrik

Pleureusen No. 50, 35 cm. lg.	4,50
52, 50	9,50
54, ca. 60 cm lg. 2x gekn.	20,00
55, ca. 65	2x gekn. 25,00
Straußfedern Nr. 43, 45 cm lang	4,00
44, 50	5,00
45, 55	6,50

Haar, Stolas, Reiher in allen Preislagen, Umarbeitung alter Federn zu schönen Pleureusen von 3 M. an, sowie Reinigen, Krausen und Färben.

„Capstadt“, Straußfedern-Fabrik Preisliste gratis.
Hauptgeschäft: Kl. Frankfurter Str. 25 I, Ecke Kaiserstr., Kgt 2955
2. Geschäft: Kochstr. 38 I, an der Jerusalemer Kirche, Mpl. 8093.
Wochentags von 8-8, Sonnabend von 8-9, Sonntags von 12-2 Uhr geöffnet.

Hutformen **Federhüte**

kaufen Sie von Kavalieren wenig getragene sowie im Versatz gewesene **Jackettanzüge, Rockanzüge, Paletots**, Serie I: 10-18 M., Serie II: 20-30 M., größtenteils aus Seide. Ferner Gelegenheitskäufe in **neuer Maßgarderobe** enorm billig. **Rieseposten Kleider, Kostüme, Plüschmäntel**, auf Seide, früher 150, jetzt 20-35 M. Große **Posten Pelzstolas** in Skunks, Marder, Nerz, Füchsen, früher bis 200, jetzt 20-75 M. Große Auswahl in **Herren-Gehpelzen**, Gelegenheitskäufe in **Damen-, Reise- und Wagen-Pelzen**. Extra-Angebot in **Lombard** gewesener **Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche, Brillanten, Uhren** und **Goldwaren** zu enorm billigen Preisen. — **Vorwärtsleser erhalten 10 % extra.**

Der Löwe von Braunschweig.



Der Schwager: Sie, Löwenbändiger von Leipzig, paffen Sie mal ordentlich auf auf det Bieft!

Krupp-Allerlei.

Der Ton in Roabit beim Krupp-Prozess hat sich seit einer Woche wesentlich geändert. Ob man als aufrichtiger Patriot sich darüber freuen darf, ist eine andere Frage. Man kann nicht anders sagen, als daß Oberstaatsanwalt und Gerichtshof dem Zeugen v. Mehen gegenüber eine Mäßigung beweisen, die dieser Verräter an einer heiligen Sache wahrlich nicht verdient. Da sind die Herren vom Direktorium schon andere Kerle. Sie sitzen, ihrer Einkünfte sich bewußt, in einer Ecke beisammen, riskieren manchmal ein kleines Hohngelächter, wenn der Zeuge v. Mehen der Ansicht Ausdruck gibt, unmoralische Handlungen könnten der Firma doch einmal schaden, und wenn er etwas ganz Unangenehmes ausfragt, dann wissen es die allmächtigen Herren sehr wohl mit Anstand, Würde und Achtung vor dem Gericht zu verbinden, daß sie sich grün vor Wut zurufen: Der Schuft! Der gemeine Schuft! Ja, so spricht eben die Unschuld und das reine Gewissen.

Diese Unschuld wird natürlich dadurch in keiner Weise getrübt, daß Briefe bekannt werden, in denen zu lesen ist: „Es ist uns gelungen, einem Freunde eine Stellung zu verschaffen, an der er uns sehr nützlich sein wird.“ Es will natürlich auch gar nichts sagen, daß sich herausstellt, der Freund sei der Zeugleutnant Hoge und die Stellung sei in der Artillerie-Prüfungskommission, also derjenigen Behörde, die teils über Kruppische Erzeugnisse zu befinden hat, teils Versuche anstellt, durch deren Kenntnis die Firma ihre Produktion genau einrichten kann. Nur ein im Dienste des Erbfeindes stehender Bursche kann unserm Krupp daraus einen Vorwurf machen, daß er einen Spion in solcher Stellung zu haben wünscht und dafür seine Berliner Vertreter mobil macht. Das ganze Bestreben in Offen ging doch dahin, dem Vaterland in der hochherzigsten Weise zu dienen. Und genau so, wie man durch Brandt Zeugleutnant besetzen ließ, um einen Vorwand zu haben zur Herabsetzung der Preise, genau so schmuggelte man einen Verräter in die Artillerie-Prüfungskommission, um dem Vaterland möglichst das Liefern zu können, was es vor dieser Kommission in tiefstem Vertrauen erst erproben ließ.

Etwas ganz Wertwürdiges hat der Krupp-Prozess bis heute zulage gefördert. Die deutsche Sprache verliert nämlich ihre festgelegte, seit Alters bekannte Bedeutung, die Worte wechseln ihren Sinn, und wenn nicht irgendein freundlicher Krupp-Direktor von Zeit zu Zeit so liebenswürdig wäre, unserer Unbildung nachzuhelfen, so wären wir gar nicht imstande, den Verhandlungen zu folgen. Da heißt es in einem Brief: „Ihre Schreiben über Brandt habe ich erhalten. Auch er selbst hat mir geschrieben. Aus n a h e l i e g e n d e n G r ü n d e n will ich nicht darauf antworten.“ Der schlächte Bürger, der keine kruppstählerne Stirn hat, denkt, die naheliegenden Gründe heißen: über unser Spioniersystem äußere ich mich nicht schriftlich. Weit gefehlt, Herr Legationsrat a. D. Eccius weiß, allerdings unter vornehmem Verschweigen aller Gründe, nach, daß „aus naheliegenden Gründen“ heiße: weil ich Brandt nicht schreiben mag oder weil ich ja doch später mit einer Vertragsänderung antworte. Der Laie staunt, der Kenner ist geneigt, etwas von sagenhafter Kühnheit zu murmeln. Oder es heißt in einem anderen Brief, Brandt habe in Berlin so sehr viel Erniedrigungen und Frechheiten erdulden müssen, um zu den Verichten zu gelangen, die in Essen mit soviel Interesse gelesen werden. Also — so denkt das schlächte Gemüt — ist es ihm wie jedem Spion gegangen,

daß er eben des öfteren hart abgefallen ist und nicht immer nur Leute gefunden hat, die für eine Flasche geschmierten Weins sich selbst schmieren ließen. Ja, Kuchen! Herr Brandt erhebt sich mit einer Sicherheit, die ihn als Kandidaten für einen Direktorposten bei Krupp qualifiziert, und erzählt, diese Erniedrigungen und Frechheiten habe er von der — Haus h ä l t e r i n seines früheren Chefs zu erdulden gehabt. Hier ist der Kenner vor Staunen außer sich, und der Laie ist geneigt, das Wort „Unverschämtheit“ anzuwenden. Der Nachrichtenpürhund im Kampf mit der Haushälterin, dies Bild hätte Krupp auf seinen Jubiläumsdenkmünzen, wenn er welche geprägt hat, sich nicht entgehen lassen dürfen. Vielleicht nimmt er wenigstens die „Haus h ä l t e r i n“ in seinen Depeschen-Geheim-Code auf, etwa als Deckwort für die erschlichenen Preistabellen der Konkurrenz.

Sonst nichts Neues in Roabit! Denn daß ein Direktor von Essen nach Berlin gefahren kommt, um Brandt vor die Frage zu stellen: Entweder Fortsetzung der Spioniertätigkeit oder die Repräsentationszulage wird Ihnen entzogen!, das ist für den nichts Neues mehr, der sich, dem Zwang gehorchend, etwas mit den Praktiken dieser Herren Direktoren befaßt hat, die sich nicht scheuen, einem früheren Angestellten, der gegen sie protestiert, die Anwälte abzutreiben und dann (wenn wir recht gehört haben) seinem Vater zu schreiben: „Wir sind gern bereit, Ihren Sohn trotz der Entlassung so weit als möglich zu schonen; j e i n e s A d e l s w e g e n!“ Ist zum getreuen Bild dieser Gesellschaft noch etwas nötig? Vielleicht der Zug, daß sie ihren Spion, der nicht mehr mittun will, jährlich 1000 Mark Zulage versprechen, die aber erst nach 10 Jahren fällig sein sollen, wenn der Mann dann noch in ihren Diensten ist! So daß also zwei Möglichkeiten bestehen: der Mann spionierte brav und darf dann vielleicht bei Krupp bleiben, oder er spionierte nicht, wird entlassen und die Firma damit von einer lästigen Verpflichtung befreit. Vornehm, sozial gedacht, kruppfähig!

Wie sagte doch jener Herr Direktor auf der Zeugenbank in Roabit? Er knirschte mit den Zähnen und sagte: S c h u f t ! G e m e i n e r S c h u f t !

Brot.

Der westliche Himmel flammte im Abendrot. Der feierliche Schimmer verbrämte die grämlichen Mietshäusern, und die trüben Fenster waren blank und glänzend. Die Bäume, die an den versteinten Strahlen wurzeln, rohten und bauchten sich im Abendwind. Ihre Äste breiteten sich wie hungrige Arme in den Lichtschimmer.

Auf den Straßen spielten Kinder. Ihr Lachen und Schreien klang gequält und zerbrochen. Ab und zu ratterte ein Wagen übers Pflaster, und die Straßenbahnen waren voll heimkehrender Arbeiter. Häßliche Pfeifen schrillten auf, und immer mehr Männer und Frauen kamen truppweise auf die Straße.

Plötzlich stockte der Verkehr. Alle Leute blieben stehen, eine ungeheure Heberausung verzerrte ihre Gesichter. Vom Zentrum der Stadt, vom Volkshause, stampte ein mächtiger Zug Männer und Frauen, die eine rote Fahne trugen. Es war nicht das maskinenmäßige Schreiten der Soldaten, ein bisher ungekannter Takt machte die Luft erschüttern — ein Takt war es, eifern, abgeriffen und bestimmt, wie die seltsame Inschrift der roten Fahne.

Die Arbeitslosen demonstrierten! Es mochten wohl an die zweitausend Menschen sein, keine einzelne Leben und Gesichte, die sich heute zu einem flutenden Strom zusammenballten, zu einem Strom, von dem eine ungeheure Macht ausging, von dem elektrische Schläge in die Zuschauer sprangen und Haß, Bewunderung und Brudergefühl erweckten.

Die Arbeiter und die Frauen jubelten auch, als ihre arbeitslosen Genossen vorbeimarschierten. Viele stimmten in das heilige Lied der Armen, in die Internationale, ein. Andere reichten sich zum Zuge, und alles sah nach der roten Fahne mit der schwarzen schweren Inschrift:

Brot!

Aus den Geschäften liefen die Leute, die Fenster öffneten sich, die Straßenbahnen hielten an, und alles schaute verwundert nach dem Zug. Einige Schulleute stellten sich dem Menschenstrom entgegen — ein Drängen und ein Ruck — und die Menge stutete weiter.

Die Kinder hatten längst mit ihren Spielen aufgehört und scharten sich zu beiden Seiten der Straße zusammen, die unter der Wucht des Marsches erbebt. Die Fahne trug ein baumlanger Kerl. Sein Gesicht war grau und rauh, wie aus Sandstein gemeißelt, und seine Fäuste eckig und schneig, wie aus Eisen geschmiedet. Aller Augen sahen nach der Fahne.

Von der entgegengekehrten Seite marschierten Soldaten mit aufgeschlängelten Bajonetten. Ein Taumel riß die Menge weiter, hart tönte ihr Schreiten, und das Lied aus den zweitausend Kehlen überlante den Marsch des Gegners.

An einer Straßenkreuzung prallten die Heere zusammen. Die auf Kommando blieb alles stehen, und das Lied verstummte.

Die Soldaten hatten ihre Gewehre gefenkt und sahen starr auf das blinkende Eisen. Ein blutjunger Leutnant, hoch im Sattel, führte sie an. „Zurück!“ schrie die heisere Stimme. „Zurück! oder ich lasse schießen!“ Zuerst lähmendes Schweigen — dann unterdrücktes Murmeln — wie wenn ein Duell hochspringt, und dann ein wilder Schrei!

„Brot!“ klang es aus zweitausend Kehlen.

„Zurück!“ schrie die Stimme, doch sie erstarb in dem wilden Bergweihlungsschrei. „Schießt nicht, Brüder!“ gellte eine harte Stimme! „Schießt nicht, Brüder!“ kreischte das Schol Der Fahnen-träger schlang seine Fahne. Alles wurde still.

„Brüder!“ rief er, „sagt Euch nicht provozieren! Wir sind eine Stunde aus unserem Elend gekommen — wir wollen kein Blut: Wir wollen Brot!“ „Brot!“ riefen zweitausend Arbeitslose. „Wir wollen Arbeit!“ „Arbeit!“ rief die Masse wie im Taumel.

Die Fahne schlug in der Luft einen Bogen, alles wurde still. „Genossen!“ rief der Fahnen-träger, „unser Zweck ist erreicht! Wir haben gezeigt, daß wir da sind, daß wir leben. Unser Schrei wird nicht ungehört verhallen!“ Er überlegte und rief weiter: „Brüder, biegt links ein und löst die Reihen. Arbeit und Brot!“ Die Antwort löschte das Abendrot aus.

Ein Ruck und die Zweitausend bogen links ein, die Fahne bauchte sich hoch auf, das heilige Lied ertönte, und die Menge zer-schlug sich in ihre Hungergassen.

Die große Stadt schauerte im Fieber, und überall brannte das Wort der roten Fahne.

Die freundschaft zwischen Marx und Engels.

Der vor kurzem bei F. S. W. Diez Nachfolger in Stuttgart erschienene vierbändige Briefwechsel zwischen Karl Marx und Friedrich Engels, herausgegeben von Bebel und Bernstein, erschließt nicht nur eine schier unübersehbare Fülle von unschätzbarem Material für die Zeit- und Parteigeschichte, sondern läßt auch einen Blick tun in eine Freundschaft, in eine, mit Marx zu sprechen, „Dreites-Bladeschaft“, wie ihrer alle Jahrhunderte kaum einmal eine vorkommen dürfte.

Allerdings war es eine ganz und gar männliche Freundschaft, die beide verband. Schon als sich 1844 der junge Marx und der junge Engels fanden, hatten sie sich manchen Wind um die Nase wehen lassen und vor allem beide ihre Sache auf die Revolution gestellt. Die nähere Bekanntschaft offenbarte eine so tiefgehende Übereinstimmung in Gedanken, Gefühlen und Anschauungen, aber auch eine so aufrichtige Wertschätzung der Charaktere, daß aus beiden zusammen diese unverbrüchliche Freundschaft erwuchs, die fast vierzig Jahre, bis zum Tode des älteren, währte. Von dem Freundespaar war Engels, der Sohn eines Barmer Großkaufmanns, der Nabob, aber auch der, dem das Blut leichter durch die Adern floss. Auch diese Briefe malen sein Bild als das eines Jungesellen, der dem Leben nicht eben gram war. In seinen Briefen aus Paris ist gelegentlich die Rede von „hübschen Grisettenbekanntschaften und viel Pläßer“ und in dieser mit Spannung geladenen, aber noch talentarmen Zeit des Vormärz feuert Engels einmal auf: „Hätte ich 5000 Franken Renten, ich täte nichts als arbeiten und mich mit den Weibern amüsieren. Wenn die Französinen nicht wären, wäre das Leben überhaupt nicht der Mühe wert.“ Auch als er in Manchester auf dem Kontorschemel der Baumwollfirma Ermen u. Engels saß, ist er nicht dem Kartthausertum zugefallen. Sein Vater hat ihm ein Reitpferd zu Weihnachten geschenkt und hier und da nimmt er Gelegenheit, eine Fuchsheide mitzureiten, „sieben Stunden im Sattel. So eine Geschichte regt mich immer für ein paar Tage höllisch auf, es ist das großartigste körperliche Vergnügen, das ich kenne. Im ganzen Felde sah ich nur zwei, die besser ritten als ich, sie hatten aber auch bessere Pferde. Wenigstens zwanzig Kerle fielen vom Pferde oder stürzten, zwei Pferde wurden ruiniert, ein Fuchs getötet.“ Weisheiten wie er ist, gesteht der Fuchsjäger übrigens ein paar Briefe weiter, daß Reiten die einzige körperliche Fertigkeit sei, in der er es wenigstens bis zur Mittelmäßigkeit gebracht habe, und als im Mai 1858 Marx zu Besuch in Manchester weilte, wird auch er auf einen Gaul gesetzt — triumphierend berichtet Engels an Frau Jenny Marx: „Der Mohr hat heute zwei Stunden geritten und findet sich so wohl danach, daß er anfängt, Enthusiasmus für die Sache zu bekommen.“ Auch seinen Weinkeller hält Engels in Ordnung. Wie oft ist in seinen Briefen die Rede von Claret, Rheinwein oder Bordeaux, den er dem „Mohr“, wie oft von Portwein oder Sherry, den er Frau Jenny zur Stärkung sendet; eine Einladung nach Manchester unterschreibt er einmal mit der Bemerkung, es sei Zeit, den 1857 er Rheinwein auszutrinken und dabei müßte ihm Marx helfen, und noch in dem letzten trüben Lebensjahre 1882, als Marx krank und niedergedrückt auf einer Erholungsreise in der Schweiz sich aufhält, empfiehlt Engels ihm mit liebevoller Vertiefung in Einzelheiten — „roter Neuchâtel, Cortaillod, der etwas schäumt, der Schaum bildet einen Stern mitten im Glase“ — allerhand Weine: „Trinke recht tapfer von allen diesen Sorten!“ — ein Trübsalbläser war er nun einmal nicht, der große Friedrich Engels.

Auch Marx neigte nicht zu einer schwermütigen Betrachtung der Dinge, aber einmal lastete mit Not und Krankheit das Schicksal schwerer auf ihm als auf Engels; außer an seinen eigenen Leiden hatte er noch an denen der geliebten Frau und der Familie zu schleppen und schließlich schwamm er auch nicht mit so leichten und sichern Stößen im Strom

wie der Freund. Wenn Engels Sumor besaß, so hatte Marx Wig, der in Bekümmernissen und Fährnissen weniger taugt als jener. Freilich auch er kann sich ab und zu mit Lachen über sein Elend wegbringen, so, wenn er in der eigenen Person ein gutes Thema für eine Novelle erblickt: „Vorn der Mann, der seinen inneren Menschen mit Port, Bordeaux, Stout und massiven Fleischmassen regaliert. Von vorn der Schlemmer. Aber hinten auf dem Buckel der äußere Mensch, verdammt Karbunkel“, doch geprehten Herzens gesteht er ein andermal: „Ich beneide die Herks, die es verfechten, Purzelbäume zu schlagen.“ Aber was beiden gemeinsam eignet, ist die herbe Zurückhaltung von Gefühlsbekenntnissen. In der ersten Zeit hat Engels eine Liebesgeschichte, die ihm scharf an die Nieren geht, er deutet es in einem Briefe an den Vertrauten nur flüchtig an und in einem späteren Briefe berichtet er kurz und bündig: „Meine Liebesgeschichte hat ein Ende mit Schreden genommen. Erlaß mir die langweilige Auseinandersetzung, es kann doch nichts mehr helfen, und ich habe so schon genug mit der Sache durchgemacht.“ Diese knappe Erledigung einer ihn doch stark mitnehmenden Gefühlsangelegenheit ist bezeichnend für beider Art: sie tragen ihr Herz nicht auf der Zunge, sie machen keinerlei Wesen von sich und sie sprechen tausendmal von der Sache, der sie dienen, ehe sie einmal von der eigenen Person reden. Es ist schon ein ausschweifender Gefühlserguss, wenn Marx einen Brief schreibt: „Lieber, teurer Freund!“ Und wenn er in der Nacht, da der erste Band des „Kapital“ fertig korrigiert vor ihm liegt, an Engels schreibt: „Blos Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Aufopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den drei Bänden machen. Ich umarme Dich dankensfüllt“, so will das bei dieser Natur unendlich mehr heißen, als wenn sich etwa im empfindsamen Zeitalter Wieland seinem Freunde Merd mit einem schwärmenden Schreiben in die Arme wirft: „Brüderberg, Dein Brief, den ich eben igt erhalte, nein, Du bester, Du einziger, edler, guter Mann! Ich kann's nicht zu Worte bringen, wie heilig er mir ist, wie ich Dich liebe, was für einen süßen Schauer er durch mein ganzes Wesen ausgegossen, was für neues Leben er mir gibt, wie ich Dich an mein Herz drücke, mich inniglich freue, daß der Himmel Dich mir zum Gefährten, Waffenbruder und Herzensfreund für die andere bessere Hälfte meines Lebens aufgespart habe! O Freundschaft, Freundschaft! Du heilige Brunn! Sicher Trost!“ So schwafelig sind die Gefährten, Waffenbrüder und Herzensfreunde Marx und Engels nicht auf den Höhepunkten ihres Freundschaftsverhältnisses.

Selbst gegen gute Bekannte wie Georg Meert, den Dichter und Mitredakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“, verschließt sich Marx: als Meert ihn, der „bis an den Hals im Drede sitzt“, in London besucht, ist es ihm peinlich, „einen so feinen Gentleman sich gegenüber zu haben, vor dem man die gar zu beschämenden Dinge verheimlichen muß“. Für Engels aber, der so sehr ein Freund nicht nur des Freundes, sondern auch seiner Familie ist, daß sich Laura Marx nicht ohne seine Zustimmung mit Lafargue verloben will, gibt es keine Schleier und Hülsen: in seiner ganzen erschreckenden Nacktheit und Blöße offenbart sich ihm das tiefe Elend, in dem Marx immer wieder zu verfinstern droht. Wenn es schon ein alter Brauch der Deutschen ist, ihre großen Geister darben und hungern zu lassen, so hat doch wohl selten ein gewaltiger Genieus Jahre und Jahrzehnte einen so erschütternden Kampf gegen Hunger und Not in ihrer gemeinsten Form durchgemacht wie Marx in den bitteren Tagen der Londoner Flüchtlingsmiserie. Vermögenslos wie er ist, muß er sich mit seiner Feder durchschlagen, aber die meisten Blätter nehmen keine Artikel von dem gefürchteten Revolutionär und Kommunisten, und die sie abdrucken, wie die „New York Tribune“, bezahlen schlecht und noch dazu unregelmäßig. So ist im Haushalt Marx die ökonomische Krisenstimmung in Permanenz erklärt: der Kopf schwirrt ihm vor Schulden, die Gläubiger stürmen das Haus, die Steuerbehörde droht mit Pfändung, Väder und Fleischer wollen nicht mehr borgen, der Hauswirt skandalisiert wegen rückständiger Miete, die Gasgesellschaft stellt dem säumigen Zahler die Beleuchtung ab, die Pfandhauszinsen wollen be-

zahlen sein — so geht es fort und fort. Traurige Weihnachten gibt es: „Da meine Frau,“ heißt es 1858, „selbst kein Weihnachtsfest den Kindern bereiten kann, statt dessen von allen Seiten mit Mahnzetteln gehudelt ist und dabei Manuskript schreibt, und dazwischen nach der Stadt in die Pfandhäuser laufen muß, ist die Stimmung außerordentlich düster.“ Zu allem Elend lacht Krankheit das Haus häufig heim. Marx selbst leidet an Rheumatismus und Gallenerbrechen, an Furunkeln und Karbunkeln und an dem, was er kurzweg die „Königlich Preussischen“ zu nennen pflegt und ihn am Eigen hindert, seine zarte Frau wird von Nervenankfällen geplagt und bringt ein Kind zur Welt, das gleich nach der Geburt stirbt. „Meine Frau ist krank,“ schreibt er im September 1852, „Jennychen ist krank, Venchen hat eine Art Fervenfieber. Den Doktor kann und konnte ich nicht rufen, weil ich kein Geld für Medizin habe. Seit acht bis zehn Tagen habe ich die Familie mit Brot und Kartoffeln durchgefüttert, von denen es noch fraglich ist, ob ich sie heute aufreiben kann.“

Unter diesen widrigen Umständen ein gigantisches Werk wie das „Kapital“ zu schreiben, ist eine der bewundernswertesten Leistungen menschlichen Genies im Kampf gegen die Materie. Freilich wäre Marx ohne die stete Opferbereitschaft seines Freundes Engels unfehlbar zusammengebrochen. Schon gleich zu Anfang ihrer Freundschaft zeigt sich diese Opferbereitschaft. Marx sibt nach seiner Ausweisung aus Paris in Brüssel und Engels verspricht ihm sein Honorar für einen Artikel: „Die Kunde sollen wenigstens das Pläßer nicht haben, Dich durch ihre Infamie in pekuniäre Verlegenheit zu bringen.“ Von da ab reist die Engels'sche Hilfe nicht mehr ab. Um dem Freunde und Mitkämpfer in seinen Lebensnöten wirksam beistehen zu können, nimmt er selbst ein hartes Opfer auf sich. Statt als Schriftsteller vom Ertrag seiner Feder zu leben, legt er sich ins Kontor der Firma Ermen u. Engels, deren Teilhaber sein Vater ist, und kriecht so unter's Joch, denn der „süße Handel“ war für ihn doch ein recht saurer Apfel, in den er, wollte er Marx helfen, notgedrungen beißen mußte. Was ihm die Freiheit und also der Verzicht auf die Freiheit war, kommt fast rührend zum Vorschein in dem Brief, in dem er von seinem ersten freien Tag nach Verlassen des Geschäfts berichtet: er feiert ihn durch einen langen Spaziergang in die Felder. Das aber war nach neunzehn Jahren Fronarbeit über Hauptbüchern und Baumwollaufträgen, nach Jahren, die es möglich machten, daß er Monat für Monat hundert oder zweihundert Mark oder auch mehr seinem Freunde überweisen konnte. Als Engels dann dem Baumwollhandel den Rücken kehrt, geschieht es unter so günstigen Bedingungen — er hat, um seine Bedingungen zu stellen, sich vorher nach der Gesamtsumme der Marx'schen Schulden erkundigt —, daß er für die nächsten Jahre dem Freunde eine Summe von jährlich 7000 Mark zur Verfügung stellen kann. Und das alles mit einer edlen Selbsterständlichkeit: Marx das Genie, das für Welt und Menschheit arbeiten kann, aber ein armer Teufel dabei, Engels in der Lage, durch kaufmännische Tätigkeit für beide genug zu verdienen, also tut er's! Und nichts auf der Welt kann für Engels natürlicher sein. Ihren Lohn trägt diese seltene Opferwilligkeit in sich selber, da sie die Genugtuung verschafft, ganz wesentlich das gewaltige Lebenswerk des großen Denkers erleichtert zu haben, und immer, wenn Marx es peinlich empfindet, Engels um neues Geld bitten zu müssen, kommt die beruhigende Antwort: „Wegen des „Preßens“ auf mich lasse Dir nur ja keine grauen Haare wachsen; ich würde es Dir übelnehmen, wenn Du mich nicht von der Notwendigkeit der betreffenden Intervention der Sovereigns unterrichtest.“

Die Briefe von Marx und Engels handeln zehnfach mehr von Politik und Ökonomie als von den persönlichen Verhältnissen der Schreiber und es finden sich tausendfach mehr Bemerkungen darin über Geschichte, Volkskunde und Sprachwissenschaft als Freundschaftsbeteuerungen und Herzensergüsse, und doch spiegelt der Briefwechsel das erhabene Bild einer seltenen, großen und reinen Freundschaft, die nicht nur die Freunde ehrt, sondern auch die moderne Arbeiterklasse, deren Befreiung dieses Freundschaftsverhältnis gewidmet war. hw.

Mignon von Kaebne

auf Pskow am Schwielowsee.

Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühen?
Die dicksten sind's im weiten Umkreis hin.
Ein scharfer Wind von oben immer weht,
Und strammt der Untertan vor Junkern stief.
Kennst Du es wohl?

Dahin! Dahin

Möcht' ich zu der Familie Kaebne ziehn!

Kennst Du ihr Haus? Auf Säulen ruht ihr Dach,
Von Waffen glänzt und schimmert das Gemach,
Und die Gewehre stehn und sehn mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind, getan?
Du weißt es nicht?

Egal! O-Schwind,

Nimm das Gewehr und schieß ein bißchen, Kind!

Kennst Du den See? Hier sucht auf schwankem Steg
Das Großmaultier benebelt seinen Weg.
In Höhlen wohnt der Händler freche Brut,
Man schießt auf sie, sie stürzen in die Blut.
Weißt Du das wohl?

Hurra! Hurra!

Denn so befahl es schon der Großpapa.

F.

Die festrede.

Von A. Kuprin.

Das zweihundertste Jahr der neuen Aera neigte sich seinem Ende zu. Nur fünfzehn Minuten fehlten noch zum Ablauf des Monats, des Tages und der Stunde, in der sich vor kaum zweihundert Jahren der letzte Staat — Deutschland —, der sich am hartnäckigsten jedem Fortschritt entgegenstellte, endlich entschlossen hatte, die veraltete und lächerliche nationale Selbständigkeit fallen zu lassen, und zur großen Freude der ganzen Welt dem internationalen sozialistischen Bund der freien Menschen beizutreten war. Nach dem alten, christlichen Kalender aber war es der Weihnachtsabend des Jahres 2006.

Nirgendwo jedoch begrüßte man das neue Jahr so herrlich und feierlich, wie auf dem Nord- und Südpol, auf diesen Hauptstationen der großen elektromagnetischen Affoziation. Im Verlaufe der letzten dreißig Jahre hatten einige tausend Ingenieure, Techniker, Astronomen, Mathematiker und Architekten mit bewunderungswürdiger Selbsterleugnung an der Verwirklichung der höchsten, erhabensten, grandiossten Idee des zweiten Jahrhunderts gearbeitet. Sie hatten es sich vorgenommen, den Erdball in eine gigantische, elektromagnetische Kugel umzuwandeln, und zu diesem Zwecke umspannten sie sie von Norden nach Süden mit einer Spirale von Stahldrähten in der Länge von ungefähr vier Milliarden Kilometern. Auf beiden Polen wurden riesenhafte Elektromotore aufgestellt, und schließlich stellte man die Verbindung mit allen Winkeln der Erde her. Die Verwirklichung dieses bewunderungswürdigen Unternehmens wurde nicht nur auf der Erde mit allergrößtem Interesse von den Bewohnern verfolgt, sondern auch von den benachbarten Planeten, mit denen die Erdbewohner in ständiger Verbindung sich befanden. Viele jedoch betrachteten diese titanenhaften Anstrengungen der Affoziation mit einigem Mißtrauen, andere wieder mit Angst und Entsetzen. Das abgelaufene Jahr aber hatte der Affoziation einen vollen Triumph gebracht und jeden Zweifel für alle Zeiten beseitigt. Die allmächtige magnetische Kraft hatte alle Fabriken, Werkstätten, Kletterbaummaschinen, Eisenbahnen und Dampfschiffe in Bewegung gesetzt, alle Gassen und Häuser beleuchtet und alle Wohnungen erwärmt. Das Benutzen von Steinkohle, deren Lager bereits erschöpft waren, war nun überflüssig; die großen, dampfpeinenden, luftverpehenden Kamine verschwanden von der Oberfläche der Erde; schließlich wurde die Tragfähigkeit des Erdbodens in ungeahnter Weise dadurch gehoben.

Einer der Ingenieure der Nordstation, den man für diesen Tag zum Präses gewählt hatte, erhob sich von seinem Sitz. Alles ringsumher wurde still, während der Präses zu sprechen begann: „Genossen! Wenn es euer Wunsch ist, so werden wir uns sofort mit unseren teuren Mitgenossen, die am Südpol arbeiten, verbinden. Vor einigen Augenblicken habe ich von ihnen ein Signal erhalten...“

Das Bild des riesengroßen Beratungssoales begann mit unendlicher Geschwindigkeit in die Ferne zu eilen. Es war dies ein herrlicher Bau, ganz aus Glas, Eisen und Karmoor, geschmückt mit exotischen Blumen und prachtvollen Bäumen, mehr einem Wintergarten ähnlich als einem öffentlichen Lokal. Außerhalb des Gebäudes herrschte tiefe Nacht, aber dank gewissen Kondensatoren überzog goldenes Sonnenlicht das Grün der Bäume und Blumen, alle Bilder, Säulen, Statuen und alle die Hunderte und

aber Hunderte der versammelten Festgäste. Drei Wände des Beratungssoales waren durchsichtig, die vierte aber, gegen welche der Ingenieur mit dem Rücken zugewendet stand, bildete eine dieredige Fläche aus ungemein dünnem, glänzendem, zartem Glas.

Nachdem alle ihr Einverständnis erteilt hatten, drückte der Vorsitzende auf einen kleinen Knopf, der sich auf dem Tische befand. Die Glaswand erhobte sich in diesem Augenblicke plötzlich und dahinter sah man einen eben solchen, wunderschönen Salon, in welchem, ebenso wie hier, siegesgewaltige Festgäste beim Mahle saßen. Und diese und jene, obwohl durch 3000 Kilometer von sich getrennt, erkannten einander und lächelten sich zu. Da stand der Präses wieder von seinem Platze auf und sofort verknüpfte seine Freunde und Mitarbeiter auf den beiden Endpunkten der Weltkugel.

Und er begann zu sprechen:

„Meine teuren Brüder und Schwestern! Tapfere Genossen und ihr lieben Frauen! Höret mich jetzt! Hoch das ewigjunge, wundervolle, unerschöpfliche Leben! Hoch der einzige Gott auf Erden, der da heißt — Mensch! Laßt uns preisen all die Freuden seines Leibes, laßt uns preisen seinen großen, unsterblichen Geist! Ich betrachte euch hier, meine Teuren, wie ihr so stolz, so kühn, so tapfer, so froh vor mir dasteht und mein Herz flammt auf in lauschender Liebe! Nichts festsetzt den Flug unseres Geistes, nichts vermag unseren Wünschen eine Schranke aufzulegen! Wir kennen keine Ergebenheit und keine Gewalt, keinen Reid und keinen Vortug. Jeder neue Tag eröffnet uns immer neue Abgründe des Lebens und immer lichter vermag unser Geist die Allmacht des Wissens zu erkennen. Selbst der Tod vermag uns nicht zu angreifen, denn wir verlassen die Welt nicht mit einem wilden Wurf in den Augen und mit einem Fluch auf den Lippen, sondern in Schönheit, mit einem Lächeln auf dem Antlitz, — klammern uns nicht ängstlich an die letzten Reize des Lebens, sondern schließen leise die Augen, wie müde Wanderer. Unsere Arbeit ist uns die höchste Waane. Und die Liebe, der wir huldigen, — ähnlich ist sie der Liebe der Blumen und ist so heilig, so frei! Und unser einziger Gebieter ist — der Genius der Menschheit!“

Seine Freunde! Möglicherweise sage ich euch hier Dinge, die jedem schon lange bekannt sind. Aber ich mußte es auch sagen. Heute früh las ich ein höchst interessantes, dabei aber schreckliches Buch. Es war dies die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Als ich dieses Werk las, fragte ich mich unwillkürlich, ob dies nicht vielleicht eine Fabel sei? So unglaublich, so abscheulich, so jeden Sinnes bar erschien mir das Leben unserer Vorfahren, die neun Jahrhunderte vor uns diese Erde bewohnten! Säuug-tiefend, grausam und verbrecherisch, beschädet mit zahlreichen Krankheiten an Seele und Leib — ähnelten sie abscheulichen Kreaturen, die in einem großen Käfig gefangen gehalten werden!

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Ein Märchen von heute.

Es war einmal ein armer Mann. Im Schweife seines Angesichts mähte er sich, sein kargliches Leben als Schriftsteller zu fristen. Mit glühender Liebe bedachte er parteilose, nationalliberale, ultramontane und sozialdemokratische Zeitungen. Doch er blieb dabei arm.

Als er eines Tages mit einem Paden abgelesener Manuskripte verzweifelt heimkehrte, begegnete er einer gütigen Fee, die ihn baldschelnd fragte, warum er so grimmig darschaue. Unter Schluchzen sagte ihr der arme Mann sein Leid, jammerte er, daß er trotz allen Fleißes kaum sein täglich Brot habe.

Ich will dir helfen, sagte die gütige Fee. Dir geht es nur schlecht, weil du keine Grundzüge hast. Gehe hin und suche solche. Wenn du sie findest, wird es dir gut gehen.

Und der arme Mann ging und suchte. Aber trotzdem er sich in verschiedenen Redaktionen betätigte, blieb er arm. So kam er auch in eine sozialdemokratische Redaktion. Doch auch hier fand man an ihm keinerlei Grundzüge, und da er arm blieb, merkte auch er, daß er seine Grundzüge noch immer nicht gefunden habe.

Schwerer Kummer nagte am Herzen des armen Mannes. Am sein erschien ihm als das größte Unglück. Da hörte er eines Tages, daß die Unternehmer, die er als Sozialdemokrat stets geschmäht hatte, in arger Bedrängnis seien. Sie drohten dem Ansturm der Arbeiter zu erliegen und suchten daher nach einem Manne, der in Rede und Schrift den Arbeitern die Gemeinsamkeit der Arbeiter- und Unternehmerinteressen schildern sollte.

Da der arme Mann gerade keiner anderen Partei verpflichtet war, setzte er den Arbeitern auseinander, daß die Unternehmer ihnen gerne mehr Lohn geben würden, aber sie könnten leider nicht, weil es ihnen schlechter ginge, als den Arbeitern. Wenn aber die Arbeiter sparsam sein würden, und ihr schweres Geld nicht mehr den roten Führern, die sich von den Arbeitergroßen mäkeln, in den Taschen wärmen, könnten sie sich später auch Fabriken kaufen, da alle Unternehmer nur durch ihre Sparsamkeit es zu etwas gebracht hätten.

Der arme Mann, der das alles den vor Reid gelb gewordenen Arbeitern lehrte, war nun nicht mehr arm. Während er sonst in einem unscheinbaren Stübchen lebte, konnte er jetzt eine große Wohnung im Westen einer großen Stadt bewohnen. Da merkte er, daß er auf dem richtigen Wege sei, daß er nun seine Grundzüge gefunden habe.

Der arme Mann, der sich nunmehr nicht mehr Arbeiter, sondern Bürger nannte, lehrte nicht nur Sparsamkeit, sondern betätigte sie auch selbst. Und es gedieh ihm alles wunderbar. Nach sechs Jahren konnte er sich in einem Villenort ein prächtiges Haus kaufen. Der arme Mann wurde ein angesehenes Mitglied seiner Gemeinde, um so angesehenes, als er nun 16000 Mark Einkommen versteuern konnte.

Und darum nennt man ihn jetzt Staatsbürger.

Wer aber glaubt, daß Märchen immer erlogen sind, dem wollen wir verraten, daß die „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker“ mittelst, der Schriftsteller Rudolf Lebus, wohnhaft in Frohnau, habe die „Staatsbürger-Zeitung“ künstlich erworben.

Zentrumskunst.

Es ist eine der alten heidnischen Lügen, daß das Zentrum kunstfeindlich sei. Die paar tausend auf den Index gesehenen Autoren beweisen durchaus nicht, daß die Herren mit der Lanze den Rufen abhold sind. Ganz im Gegenteil. Aus der Tätigkeit der Junglings- und Jungfrauenvereine wissen wir, daß die göttliche Kunst eifrig gepflegt wird. „Der blutige Knochen im Hungerturn“ und ähnliche wiederholt zur Aufführung gelangte Bühnenwerke beweisen, daß nur blasser Reid die Kunstfeindlichkeit des Zentrums behauptet. Wie weit die Toleranz der Geschorenen in Kunstdingen geht, kann man daraus ersehen, daß man in katholischen Vereinen sogar den alten Sünder Shakespeare zu Worte kommen läßt. Die „Wülheimer Volkszeitung“ brachte dieser Tage folgende Anzeige:

Einer stahl dem anderen den letzten Bissen Brot vom Runde weg, Wohnungen, Felder, Grundstücke entrissen sich diese „Menschen“ gegenseitig, Regionen nichtstuhender Schmarotzer und Lumpen trieben einen Haufen betrunkener Arbeiter gegen den anderen, eine Schar von Woioten gegen die andere und lebten davon! Und diese Erde, diese so schöne und weite Erde, war für die Menschen zu eng und war so finster und dumpf, wie ein Gefängnis.

Aber auch damals gab es unter diesen geknackelten Mensch-Tieren Leute, deren Seele stolz und groß war, erhabene Felder mit einem flammenden Herzen! Diese Menschen blieben auf allen Wogkreuzungen und Plätzen stehen und riefen unablässig zu der Menge: „Vereinigt euch!“, „Es lebe die Freiheit!“, „Sterbet für die Zukunft und eure Nachkommen!“ Und für dieses Verlangen nach Freiheit mußten sie den Tod erleiden, ihr Blut wurde auf dem Straßenpflaster der Großstädte vergossen. Sie verfielen dem Wahnsinn in finsternen Gefängnissen. Freiwillig sagten sie sich von jedem Vergnügen los und dachten nur an eines — an den Tod für das freie Leben der kommenden Menschheit.

Reine Freunde! Seht ihr nicht diese aus menschlichen Leichen erbaute Brücke, die unser strahlendes Dasein von heute mit dem furchtbaren Gestern verbindet? Seht ihr nicht diesen blutigen Strom, der die ganze Menschheit dem Ozean des allgemeinen Glückes zugeführt hat?

Ehre, unbegängliche Ehre, euch, o ihr schweigenden Märtyrer. Als ihr starbet, leuchtete in euren hellsehenden Blicken ein seliges Lächeln. . . Ihr sahet damals uns, die große, freie, triumphierende Menschheit, und dieses ewer Lächeln hat uns gepolltet. Reine Freunde! Ohne alle Worte, still und jeder mit seinem Herzen allein, wollen wir dieser großen Märtyrer gedenken!

Alle sahen schweigend. Nur eine Frau von wunderbarer, bezaubernder Schönheit, die knapp neben dem Redner saß, drückte den Kopf an seine Brust und begann zu weinen. Und auf die Frage, warum sie weine, erwiderte sie leise: — Und doch . . . wie gerne hätte ich mit denen . . . mit denen damals zusammen sein wollen . . . (Deutsch von S. O. Jangor.)

Alltagsgeschichten.

Der triftige Grund.

Der Herr Rat greift während nach Hut und Stod. Er empfindet große Lust, die Wohnungstür trappend zuzuschlagen. Aber er tut es nicht. Seine Frau hat für derlei Ausdrücke ein feines Gehör, und dann bekommt sie für eine Woche Migräne. Das macht die Sache nur ärger, nur ärger . . .

Marianische Jünglings-Kongregation Herz-Jesu-Parze.

Sonntag, den 26. Oktober 1913, abends 7 Uhr, im Saale des Herrn J. Reholz, Regentensstraße 9, aus Anlaß des 11. Stiftungsfestes

Festversammlung, bestehend aus turnerischen Aufführungen Theater. — Zur Aufführung gelangt:

Julius Cäsar

Trauerspiel in fünf Aufzügen nach W. Shakespeares Julius Cäsar für die Vereinsbühne bearbeitet von Arnold Münch, in Szene gesetzt von dem Schauspieler Herrn Hildebrand vom Varmer Stadttheater.

Was sagste nonu?

Der Rektor aller Deutschen.

Ein fast Vergessener taucht aus der Versenkung wieder auf. Rektor Hermann Ahlwardt, einstmal ein strahlender Stern am deutschen Antisemitenhimmel. Der „Judenlinien“-Schriftsteller wirft eine Broschüre auf den Markt, die sich „Die Vertrustung Deutschlands“ nennt. Nicht mehr wie einst die Juden sind es, die an allem Unglück in Deutschland schuld sind, sondern die Truisten sind das Grundübel, das es zu belämpfen gilt. Neumäßig erklärt der Rektor aller Deutschen, daß er sich früher geirrt habe, aber noch sei es Zeit, dem Rebel zu begegnen. Er will eine nationale Volkspartei begründen, deren erster Programmpunkt sein muß: Kampf unter allen Umständen nicht bei Truistimen! Wie das gemacht werden soll, verrät er an einer Stelle seiner Broschüre, die neben einigem Nichtigem, sehr vieles Naisches enthält, folgendermaßen:

„Sehr schwer wird es natürlich sein, unsere Frauen und Mädchen aus Truistgeschäften herauszubringen und sie wieder freien Geschäften zuzuführen. Hier ist es wirklich angebracht, wenn all die jungen Männer sich vereinigen, nicht mit weiblichen Personen zu verkehren und sie in der Gesellschaft zu schneiden, die in Truistgeschäften, z. B. in Warenhäusern, Truistcafés usw. gesehen werden. Junge Männer können sich hieraus geradezu einen Sport machen und werden bald eine erfreuliche Wirkung wahrnehmen.“

Mit solchen Forderungen wird Ahlwardt wohl keine nationale Volkspartei begründen können. Soweit wir die nationalen Junglinge kennen gelernt haben, war es bisher ihr Sport, den jungen Mädchen in aufdringlicher Weise nachzustellen und das wird trotz Ahlwardt nicht anders werden.

Soldatenpflicht und katholisches Gewissen.

Die französische Militärbehörde hat in Tarbes, einer in der Nähe des Ballfahrortes Lourdes gelegene Stadt eine kirchliche Propagandabroschüre mit Beschlag belegen lassen, die den Titel führt: „Sei ein guter Soldat!“ Die Vorrede dazu hat General Jeannerot, ehemaliger Kommandant des 1. Armeekorps in Lille, geschrieben. Man darf also wohl sagen, daß man hier die kirchliche Auffassung von den Pflichten und Rechten des Vaterlandsverteidigers mit dem beglaubigenden Stempel eines nicht in zivilistischer Friedensduselei auf Abwege geratenen Berufskriegers unterbreitet erhält. Um so bemerkenswerter ist die Offenheit, womit der Verfasser erklärt, daß dem katholischen Soldaten die religiösen Pflichten den patriotischen voranzugehen müssen. Die nationale Fahne dürfe ihm nicht das höchste Heiligtum sein: „Christ, du hast eine andere Fahne. Du kennst sie wohl. Es ist ein Kreuz — das Kreuz, das das Bildnis des göttlichen Kreuzes trägt. Soldat, erfülle auch das Gebot des Christen. Das Kreuz ist deine Fahne, vergiß es nicht. Es ist noch tausendmal heiliger als die Fahne des irdischen Vaterlandes.“

Dieselbe Tendenz erfüllt die ganze Schrift, von den einleitenden Sätzen an, die lauten: „Christ in meiner Seele, zöge ich es vor, auf der Stelle sfilirt zu werden, statt eine Heiligtumschändung zu begehen oder sie anzubefehlen. Niemand hat das Recht, gewisse Handlungen zu befehlen, deren Ausführung das Gewissen aller Katholiken verletzt. Das hieße für mich meine Taufe verleugnen und an den Eiden meiner ersten Kommunion zum

Es ist so schon zum Teufel holen. Jetzt liegt sie ihm seit Wochen damit in den Ohren, daß sie ins Bad und eine Entfaltungskur durchmachen müsse, denn sie werde zu dick. Aber das ist ein Unsinn! Sie hat seit drei, vier Jahren die richtige mittlere Körperfülle, wie es ihm bei Frauen gerade sympathisch ist. Sie aber schwärmt für Schlankheit. Und wenn sie glaubt, daß ihr das vorjährige Kostüm zu eng geworden, weil sie voller wird, so ist das falsch. Sie kommt ganz einfach in die Jahre, in denen sie es nicht mehr verträgt, sich so fest zu schnüren. Aber, wenn er ihr das sagen wollte — das gäbe eine Szene! Ob sie ihm zu alt werde und so weiter! Und so weiter! Sie gibt ja nicht nach. Das ist eine alte Sache. Und sie wird auch diesesmal nicht nachgeben — er wird sie wirklich ins Bad schicken müssen. Sie wird schlank zurückkommen — ja — schlank! Mager wird sie sein! Herr! Er schüttelt sich. Und das Geld, das das kosten wird! Er schüttelt sich nochmals.

Der Chauffeur an der Ecke öffnet die Tür des Autos. Der Herr Rat wird doch wie gewöhnlich ins Amt fahren? Und das hat er auch wirklich tun wollen. Aber ihn überkommt plötzlich die Lust, jemand anzusprechen, zu widersprechen, und so schreit er: „Rein! Danke!“ und geht wütend an dem Auto vorüber. Und wie um seine Haltung zu rechtfertigen, steigt ganz automatisch in ihm der Gedanke auf:

„Jetzt, da ich solche Ausgaben haben werde — das Bad!“ Und er ärgert sich immer mehr, über seine Frau, über die Mode der Schlankheit, über sich selbst — weil er so dumm war, kein Auto zu nehmen, über das Menschengedränge, kurz über alles. Wie er zum Amte kommt, ist er wütend und möchte so gerne jemand ausschelten. Den Gruß des Portiers bemerkt er gar nicht. Und sonst dankt er doch stets so leutselig. Nun ja, der Portier hat mancherlei interessante Neuigkeiten zu berichten.

Aber heute schert er sich den Teufel um Neuigkeiten! Er betritt die Amtsräume. Ein vielstimmiges „Guten Morgen, Herr Rat!“ ertönt ihm entgegen. Aber er denkt in diesem Augenblicke gerade:

„Diese fixe Idee mit der Schlankheit hat sie nur von ihrer Cousine, der Kelly. Die ist ja auch so spindeldürr! Pfui!“ Und eben dieses „Pfui!“ war die Antwort auf den Gruß der Beamtin.

Er tritt in sein Bureau und mustert rasch den Einlauf. Vielleicht weiß er es selbst nicht — aber er hat den Wunsch, irgendein Schriftstück zu finden, das ihm Anlaß gibt zu einer lärmenden Szene, zum Schreien, Schelten, Fluchen. Er braucht einen Mißableiter.

Er setzt sich rascher als sonst an den Schreibtisch und liest aufmerksam alle Aktenstücke durch. Lieft sie nochmals durch. Und wird

Meineidigen werden. Ich habe nicht das Recht, ein Meineidiger zu sein und niemand hat das Recht, mir zu befehlen, es zu werden.“

Es liegt uns durchaus fern, an diesen Sätzen, die die unverbüchlichen Rechte des menschlichen Gewissens gegenüber der blinden Gehorsam heischenden Autorität verkünden, etwas auszusagen. Aber wohl dürfte man von den Merkmalen verlangen, daß sie diese Rechte auch den nicht konfessionell Gläubigen zugestehen, die ein über die historische „irdische“ Vaterländerei hinausstrebendes Ideal haben und daß sie diese nicht unredlich den Anhängern dieser Vaterländerei demunzieren.

Dann ade, ade, ade!

(Zeitgemäße Variationen eines bekannten Themas.)

Wenn ein naclter Korpsstudente sich das Leipziger Monumente zu die Hosentasche steck, Und 'ne freche Spahensippe auf Alfonso Unterlippe Ihre Deszendente heft — Dann ade, ade, ade!

Wenn ein Häuppling der Reserve Teils mit Knitteln, teils mit Verbe Tante Meier überfällt, Und ein Insterburger Zossen Beitel Nachmann und Genossen für ein paar Majore hält — Dann ade, ade, ade!

Wenn ein Brand mit einer Zwiebel Einen alten Leutnantsstiebel Statt des Eigentümers schmiert, Und ein Kammerat aus Sachsen Die geschwoll'nen Vorderhagen Stolz mit Kaiser mehl paniert — Dann ade, ade, ade!

Wenn des Deutschen Reiches Leiter Als geschätzter Mitarbeiter Gratis für den „Vorwärts“ schreibt, Und die Generalstabsknote Diese meine neu'ne Ode Dem Gesangbuch einberleiht — Dann ade, ade, ade!

Das Attentat.

Der Landesfürst in höchstgener Person wollte seine getreue Stadt besuchen.

Bei allen Gutgefinnten brach darob natürlich lauter Jubel aus. Die Bürger der Stadt bewilligten zehntausend Mark, um vor dem Bahnhof eine große Ehrenpforte zu errichten und um die Straßen, die das landesväterliche Gefährt würde passieren müssen, sinnig zu zieren. Veinabe einstimmig wurde die Summe bereitgestellt. Bloß so ein paar rote Sock . . . na, man weiß ja, wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten pflegen: Unerhörte Verschwendung der Steuergroschen . . . Zeit der Arbeitslosigkeit . . . man sollte lieber Hungernden satt zu essen geben . . . und so fort.

Reinhold Majemüller widerlegte die Hebreden, wie das Tagesblatt berichtete, glänzend.

Was aber natürlich nicht hinderte, daß die roten eine Protestversammlung der Arbeitslosen einberiefen und auch sonst einen Mordsfandal machten.

Die Masken wurden trotzdem aufgerichtet, die Ehrenpforte wuchs empor. Sie war wirklich schön. Stadtbaurat Schulze hatte sie eigenhändig entworfen; fast wie ein Triumphbogen aus Tannengrün sah sie aus. Von leuchteten aus dem Grian, aus lebenden Blumen zusammengestellt, die Worte: „Heil unserem Landesherren!“ und innen im Torweg standen rechts und links in Nischen je eine Riesenvase aus imitiertem Porzellan auf hohen marmorgetrichenen Sockeln, voll blühender Orchideen, Rosen und anderer langstieliger Pflanzen, läuschend naturgetreu nachgemacht.

Der Etat wurde dadurch leider um einige tausend Mark überschritten. Aber dafür machte es sich auch einfach großartig. Und die gesamte Bürgerschaft war voll des Lobes und eines freudigen Stolzes.

wütend. Nicht der geringste Anlaß, sich zu ärgern! Er schiebt die Aktenstücke unmutig von sich fort, erhebt sich und schreiet wütend durch das Zimmer. Dabei brummt er:

„Nichts als Kerger hat man! Nichts als Kerger! Den ganzen Tag nichts als Kerger!“

Aber die ihm Untergebenen kennen diese Stimmung und sind heute vorsichtig. Ihm wird kein Aktenstück abgeliefert, das diese Entladung herbeiführen könnte. Und es geht schon an Mittag und darüber ärgert er sich wieder, denn er weiß ganz genau, daß sie heute mittags ihren Willen durchsetzen wird!

Er pendelt durch das Zimmer.

„Nicht als Kerger! Nichts als Kerger!“

Wieder wird ein Aktenstoß gebracht. Er eilt zum Tisch und sieht ihn durch. Plötzlich ertönt seine Stimme laut, scharf, aber doch freudig erregt:

„Der Müller!“

Ein älterer Beamter erscheint und nun geht das Donnerwetter los. „Bitte, hierher zu sehen! Wie oft ist nicht ausdrücklich gesagt worden, daß bei derartigen Berichten der Hand links fünf Zentimeter breit sein solle, hier ist er aber nur vier Zentimeter breit! Was für Wirtschaft ist das denn!“

Herr Müller will eine Bemerkung machen, aber das gelingt ihm nicht. Das Unwetter geht Satz für Satz weiter und dann kommt die Frage:

„Wer hat das geschrieben?“

„Der Fiedler!“

„Entlassen Sie den Mann . . .“

„Vergehen, Herr Rat — der Mann ist brauchbar, aber erst kurze Zeit hier — vielleicht könnte man . . .“

„Wollen Sie, bitte, meinen Anordnungen ohne Widerspruch nachkommen!“

Herr Müller entfernt sich und der Herr Rat durchschreitet wieder das Bureau. Aber schon viel ruhiger. Dann ruft er wieder: „Herr Müller!“ Dieser erscheint.

„Geben Sie dem Manne gekündigt?“

„Natürlich, Herr Rat.“

Und da wird dieser noch ruhiger.

Bald darauf schleicht ein dürftig gekleideter Mann zum Tore hinaus. Er läßt den Kopf sinken und atmet schwer. Da hat er nun geglaubt, wenigstens für einige Zeit sich das Notwendigste gesichert zu haben — und nun — er kann nicht begreifen, warum — kann nicht verstehen — weiß nicht . . .

Ja, er weiß nicht, daß die Frau Rat durchaus schlank werden will, daß der Rat aber die Fülle liebt und trotzdem in eben dieser Stunde wird nachgeben müssen. Und das kann er sich doch nicht so ohne weiteres gefallen lassen! Nun also . . . C. M.

Mit Ausnahme der Sozi, versteht sich. Die Ärgeren sich und führen fort zu hegen und zu wählen.

Und leider sollte ihre Hegearbeit einen schändlichen Erfolg haben. Sie führte zu einem Attentatsversuch auf die geheiligte Person des Landesfürsten, wie er in der Geschichte wohl nicht seinesgleichen hat.

Nur der besonderen Aufmerksamkeit und dem unermüdbaren Pflichteifer des städtischen Polizeikommissars Anton Wohlgenut war es zu verdanken, daß der Anschlag im letzten Augenblick noch vereitelt wurde.

Polizeikommissar Anton Wohlgenut ließ es sich nicht nehmen, im Morgengrauen, eine halbe Stunde vor der Ankunft des teuren Landesfürsten, noch einmal den bereits für das Publikum abgesperrten Weg für die Fahrt des hohen Herrn in die Stadt zu inspizieren und alle Vorbereitungen noch einmal auf ihre Wirkung und Sicherheit hin zu prüfen. So kam er auch durch die Ehrenpforte. Und da er entdeckte er im Freischicht etwas Furchtbares.

Witten im Lortweg, dort, wo am Abend vorher noch hoch von der grünen Wäldung hernieder der städtische Wimpel mit dem Wappen des landesherrlichen Hauses geflattert hatte, da baumelte jetzt unbeweglich, dunkel eine menschliche Gestalt. Näheres Hinschauen ließ keinen Zweifel, daß es ein allerer, schlecht gekleideter Arbeiter war, der augenscheinlich in der Nacht an dem Holzgerüst emporgeschliffen war und sich dort oben erhängt hatte, das lässige Gesicht dem Bahnhof, von wo der gnädigste Fürst kommen mußte, zugewandt.

Polizeikommissar Anton Wohlgenut alarmierte natürlich sofort die Feuerwehr, die auch schleunigst anrückte. Glücklicherweise gelang es, den Hängenden herabzunehmen, ehe die königliche Hoheit kam. Wie eine dunkle Ahnung dem wackeren Polizeikommissar schon gesagt hatte, trug der Tote einen Zettel in seiner Tasche, auf dem er sich als Arbeitslosen bezeichnete, der es nicht mehr mit ansehen wolle, wie seine Kinder Hunger litten, um dann in dem üblichen Wären und phrasenreichen Stil solcher Individuen fortzufahren, sein Tod solle zugleich ein Protest sein gegen die „Verschwendung“ der städtischen Gelder und solle den fürstlichen Gast darüber aufklären, „wie in Wirklichkeit die Dinge ständen“.

Das Freventliche der Tat dieses Menschen braucht nicht weiter erläutert zu werden. Man male sich nur aus, Polizeikommissar Wohlgenut hätte den Mann nicht bemerkt, wohl aber die königliche Hoheit. Ein Nervenschuß wäre dem hohen Herrn bei dem Anblick sicher gewesen, zumal der Kerl ja nicht einmal einen anständigen Rock anhatte. Im Polizeibureau und auf der Bürgermeisterei bedauerte man allgemein, daß er völlig tot war und deshalb nicht mehr zur exemplarischen Bestrafung herangezogen werden konnte. Aber wenigstens wurde beschlossen, den wackeren Polizeikommissar für eine höhere Auszeichnung vorzuschlagen, weil es ihm gelang, den nichtswürdigen Anschlag zu vereiteln. Außerdem werden die Arbeitslosen nun natürlich lange darauf warten können, daß ihnen die Stadt irgendwie entgegenkommt.

Auch eine Jugendbildnerin.

Man hört oft darüber klagen, daß die Beziehungen zwischen Schule und Familie manchmal recht unfreundlich seien. Die Schuld wird meist der Familie zugeschoben, der es nur zu oft an der gebührenden Achtung vor der Schule und ihrer Arbeit fehle. Als Beweis müssen dann die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Fälle herhalten, in denen ein Vater oder eine Mutter wegen Beleidigung eines Lehrers oder einer Lehrerin auf die Anklagebank geschleppt worden ist. Es versteht sich von selber, daß wir Ausgrenzungen, die sich gegen Lehrer oder Lehrerinnen richten, nicht billigen können. Mitunter muß man aber doch fragen, ob es wirklich unbedingt nötig war, wegen eines unüberlegten Wortes sogleich Staatsanwalt und Strafrichter in Bewegung zu setzen. Wir haben Fälle kennen gelernt, in denen durch ein sehr ungehöriges Verhalten der betreffenden Lehrer die Beleidigungen provoziert worden waren. Indes, das schädigte die Mütter, die ihrer berechtigten Entrüstung einen gar zu ungeschminkten Ausdruck verliehen hatten, nicht vor Anklage und Verurteilung.

Einen sehr beachtenswerten Beitrag zu dem Kapitel „Schule und Familie“ hat eine Berliner Gemeindeschule-Lehrerin geliefert, ein Fräulein A. Otto, das an der 237. Mädchen-Gemeindeschule in der Staliner Straße tätig ist. Diese Dame hat sich erlaubt, den Vater einer Schülerin in einer so kränkenden und verletzenden Weise zu behandeln, daß ihr Verhalten wohl alles bisher Dagewesene überbietet. Nur der Besonnenheit und dem Takt des Beleidigten ist es zu danken, daß nicht auch hier „auf einen groben Klöß ein grober Keil“ gesetzt worden ist, was dann sicherlich wieder dem Vater, obwohl zuerst er beleidigt wurde, eine Anklage eingebracht hätte.

Der Anlaß zu dem Streit war der leider notwendige Kampf gegen die Käuse. Den Fräulein Otto, pflichtgemäß auch auf das Keufere ihrer Schülerinnen achtend, zu führen hat. Man weiß, daß diese lästigen Bewohner von Kinderköpfen in den Schulen nicht unbekannt sind, selbst nicht bei Kindern, die aus „besseren“ Familien kommen und eine höhere Schule besuchen. Gegen Kinder, die Käuse „auflesen“, braucht deshalb noch nicht der Vorwurf der Unsauberkeit erhoben zu werden, und auch auf Unsauberkeit der Familie darf man daraus keineswegs sogleich schließen. Bei Fräulein Otto scheint es nun Brauch zu sein, daß sie in ihrem Kampf gegen die Käusplage scharfe Klagen anwendet. Zu einer Schülerin sagte sie vor versammelter Klasse, daß für eine Friseurtochter, wie sie es sei, Käuse geradezu eine Schande bedeuten. Weil der Vater hierin einen Vorwurf gegen die Familie sah, so schrieb er der Lehrerin folgenden, hier wortgetreu wiedergegebenen Brief:

„Vertes Fräulein! Da Sie wiederholt meiner Tochter Vorwürfe über Ungeziefer machten, sogar die Keuferei erlaubten, Friseurtochter dürfen kein Ungeziefer haben, möchte ich Sie höflich bitten, diese Keufereien zu unterlassen, da meine Tochter gut erzogen und sehr gerechtfertigt ist. Wir geben uns die möglichste Mühe, aber leider trägt sie immer wieder Ungeziefer aus der Schule mit. Meine zweite Tochter E. ist sogar mit Bienenstöckchen zusammen, da ist es wirklich kein Wunder, daß meine Tochter von dem Uebel belastet werden. Es zeichnet achtungsvoll (sollt Name, Beruf, Wohnung).“

Man wird zugeben, daß die Form dieses Briefes an ruhiger Besonnenheit nichts vermissen läßt und auch den Forderungen der Höflichkeit genügt. Wie aber wirkte er auf die Lehrerin? Ihr war der Brief nicht höflich genug, auch bemerkte sie darin einige Fehler, die ihr empfindliches Auge beleidigten. Flugs tauchte sie ihre Feder in rote Tinte, korrigierte den ganzen Brief durch wie ein Schuldefizit und — schickte ihn so zurück an den Absender. Gewissenhaft hatte sie die ausgelassenen Interpunktionen eingefügt, auch waren ein paar orthographische Fehler verbessert und einige Ausdrücke, mit denen sie sich nicht einverstanden erklären wollte, unterstrichen. Nebenbei bemerkt: in dem Wort „Bienenstöckchen“ hatte sie das falsche an in richtiges en verbessert, aber das falsche ie statt i stehen lassen. Wir führen das nur an, um zu zeigen, daß selbst Fräulein Otto nicht unfehlbar ist. „Verbessert“ hatte sie weiter auch die Anrede „Vertes Fräulein!“ in „Sehr geehrtes Fräulein!“ und die Unterschriftsformel „Achtungsvoll“ in „Hochachtungsvoll“. Mancher wird das alles nur lässig und lächerlich finden, der Vater aber sah in der Rücksendung seines ihm korrigierten Briefes eine beleidigende Dreistigkeit. Die Krone aufgesetzt hatte die Lehrerin diesen ihrem Werk durch folgende Antwort, die der Vater auf der Rückseite seines Briefbogens fand:

1. Ich möchte Sie bitten, sich in Zuschriften an mich einer Form zu bedienen, die der Achtung entspricht, die Sie vor der Lehrerin Ihres Kindes haben müssen; sodann empfehle ich Ihnen, erst einmal die deutsche Sprache gründlich zu erlernen, ehe Sie mir Ratschläge erteilen.

2. Ich erteile Ihnen keine Ratschläge über das, was Sie in Ihrem Geschäft zu tun und zu lassen haben. Ich kenne meine Pflicht und weiß, was ich als Beamtin zu tun und zu lassen habe. Ich muß auf Sauberkeit halten. Sie sollten mir dankbar sein, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, damit mein Bestreben unterstützt wird. Das Kind hat keine Schuld. Allerdings bin ich der Meinung, daß das Kind eines Friseurs den andern ein leuchtendes Beispiel sein muß.

Ich habe heute wieder die Sauberkeit der Köpfe kontrolliert und bitte Sie, mir künftig den Namen desjenigen Kindes mitzuteilen, von dem Ihre Tochter das Ungeziefer aufgelesen haben soll, aber mich mit allgemeinen Beschuldigungen zu versehen. A. Otto, städt. Lehrerin.

So etwas muß ein Vater sich von der Lehrerin seines Kindes bieten lassen! Das Maß von Ueberhebung, das aus diesem Verhalten der Lehrerin spricht, ist wirklich ein starkes Stück. Die Lehrerin gibt dem Friseur keine Ratschläge über sein Geschäft, darum soll auch er ihr keine Ratschläge geben dürfen? Gewiß, wir sehen nicht, welches Interesse eine Lehrerin an der Tätigkeit eines Friseurs haben sollte. Aber ist es nicht das Recht und sogar die Pflicht eines Vaters, sich darum zu kümmern, wie es seinem Kinde in der Schule ergeht? Und hat nicht die Lehrerin selber den Vater und sein Geschäft in ihre dem Kind erteilte Rüge hineingezerrt, indem sie auf die „Friseurtochter“ hinwies? Er soll „erst einmal die deutsche Sprache gründlich erlernen“, ehe er einer Lehrerin Ratschläge gibt! Ja, hat er ihr denn Ratschläge über Deutschunterricht geben wollen? Soll einem Vater, weil er nicht jedes Komma setzt und ein paar Schreibfehler macht, das Recht genommen werden, über die erzieherische Behandlung seines Kindes mitzureden? Eine Lehrerin, die sich herausnimmt, den Vater ihrer Schülerin in dieser Art zu behandeln, will noch über Mangel an Höflichkeit klagen! Sie fordert von ihm höflichere Form, entsprechend der Achtung, die er vor der Lehrerin seines Kindes haben mußte. Sie selber hat das „Sehr geehrte Fräulein“ und das „Hochachtungsvoll“ in den Brief des Vaters hineinkorrigiert, aber ihr eigenes Schreiben entbehrt jeder Anrede und jeder Unterschriftsformel. Wir bitten, das nebeneinander zu halten und sich Abicht und Wirkung klar zu machen. Wenn der Friseur sich eine solche Korrektur eines Lehrerinnenbriefes erlauben hätte und gleichzeitig in seinem eigenen Brief an die Lehrerin jede Höflichkeitsformel weggelassen hätte, so würde jede Lehrerin und mit ihr die Schuldeputation darin die offenbare Absicht einer Kränkung und Beleidigung erblicken. Jeder Staatsanwalt würde dem Strafantrag bereitwillig stattgeben, jedes Gericht würde den Beleidiger durch harte Strafe darüber belehren, welches Maß von Achtung er der Lehrerin seines Kindes schuldet. Die Dame spielt in ihrem Brief vielstündig darauf an, daß sie „Beamtin“ ist. Wird die ihr vorgelegte Behörde sie darüber belehren, daß sie nicht nur von den Eltern Achtung zu fordern hat, sondern auch selber den Eltern Achtung schuldet?

Wir wollen es uns versagen, das ganze Verhalten dieser Lehrerin mit demjenigen kräftigen Wort zu kennzeichnen, das hier wohl jedem sich sofort aufdrängt. Auch der Vater hat darauf verzichtet, ihr die gebührende Antwort zu erteilen. Er wird nicht mal eine Beschwerde an die Schuldeputation richten, weil er sich davon nichts verspricht. Wir können ihm leider darin nicht unrecht geben. Die Schuldeputation ist rasch geneigt, sich mit der Strafverfolgung von Eltern wegen Lehrerbeleidigung einverstanden zu erklären. Wie sie Beschwerden der Eltern behandelt, davon ist schon manche Probe im „Vorwärts“ mitgeteilt worden.

Spiel und Sport.

Das Hockey-Spiel.

Die Spiele im Freien finden auch unter der Arbeiterjugend immer mehr Freunde. Das ist nicht nur verständlich, sondern auch erfreulich. Unsere Jungen und Mädels haben acht Jahre die Schulbank gedrückt, viel Gutes, aber auch viel Ueberflüssiges in ihre Köpfe pressen müssen, und nun kommen sie in die Fabriken oder in die Kaufhäuser, um von früh bis spät sich für wenige Mark zu plagen. Da kommt mit einmal das Verlangen nach etwas Freude und Lust am Leben und sie fragen sich: Wo finden wir das? Gar mancher Wissensdurstige greift zum Buche, um sein Wissen zu bereichern, aber dann meldet sich der wachsende Körper, die sich entwickelnde Kraft, und das Verlangen nach Körperübung, nach Wandern und Spiel stellt sich ein.

An Spielen gibt es eine große Zahl, die je nach dem Temperament des einzelnen verschieden bewertet werden. Zwar sollen wir nach Schiller nur mit der Schönheit spielen, allein unsere Arbeiterjugend verlangt im allgemeinen doch kräftigere Kost. Während der vornehme Nichtstuer auch beim Spiel die Arbeit verabscheut und sich mehr dem tändelnden und graziosen Tennis oder Aridell zuwendet, will der Arbeiter mehr seine Kräfte proben und sich ausarbeiten. Daher ist auch von allen Spielen, die uns das sportheubige England beschert hat, eigentlich nur das Fußballspiel in die breiten Massen gedrungen. Es macht den so vorzüglichen deutschen Turnspielen recht fühlbare Konkurrenz. In neuerer Zeit beginnt auch das Hockeyspiel, ebenfalls aus England eingeführt, sich in Deutschland rapide zu entwickeln, mit dem wie uns daher etwas beschäftigen wollen.

Das Hockeyspiel (sprich Hocké) soll einen Vorläufer bereits bei den alten Römern gehabt haben. Dort wurde zur Winterzeit das Spiel Paganica betrieben, sobald die Landleute die Winterzeit in der Erde hatten. Auch aus dem Mittelalter sind Nachrichten und alte Bilder von dieser Art Schlagballspiel erhalten; es wurde in Frankreich, Italien und Holland gepflegt. Die Hautevolée erbaute sich sogar besondere Spielfelder, um von der Witterung ganz unabhängig zu sein. Das eigentliche Hockey entstand aber erst Anfang des vorigen Jahrhunderts in England, als die Spielbewegung sich dort lebhaft zu entwickeln begann. Anfänglich waren noch keine festen Regeln vorhanden, so daß es zu vielen Ausschreitungen kam und manche dem Spiel wieder untreu wurden. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als englische Klubs die Regeln des bereits zu großer Beliebtheit gelangten Fußballspiels sinngemäß auf das Hockeyspiel übertrugen, nahm letzteres einen großen Aufschwung. Seitdem sind Fußball und Hockey sehr eng verwandte Spiele.

In dieser Zeit verbreitete sich das Spiel bald über den ganzen Kontinent und kam auch nach Deutschland. Die eigentliche Einführung als Sport ging von Fußballspielern aus, die sich desselben mit Begeisterung annahmen, so daß heute das Hockeyspiel bereits gut organisiert ist. Sehr viele Hockeyklubs haben ihre Damenmannschaft, und interessant dürfte es sein, daß der erste in Berlin gegründete Klub ein Damenhockeyklub war.

Die Arbeiterschaft hat sich erst in neuester Zeit dieses früher etwas „aristokratischen“ Spiels angenommen. Jedoch dürfte, da

auch die Arbeiter immer größere Anforderungen an die Schönheit und Geselligkeit stellen und das Kräftvolle langsam, aber sicher etwas zurückgedrängt wird, das Hockeyspiel sich bald weite Kreise erweiden. Wer gelegentlich nach dem Treptower Turnplatz des Turnvereins „Fichte“ kommt, kann dort das Spiel beobachten.

Beim Hockeyspiel wird ein kleiner weißer, aus Leder hergestellter Kriidball benutzt, der mit einem kräftigen, höchstens 800 Gramm schweren, halensförmigen Stod gefüllt wird. Die Spielfeldteilung ist eine ähnliche wie beim Fußball und hat ebenfalls an den beiden Schmalseiten je ein Tor. Zu Beginn des Spiels wird ein sogenanntes „Bully“ ausgeführt, d. h. zwei Gegner treten sich in der Mitte des Spielfeldes gegenüber und berühren dreimal abwechselnd mit ihren Stöden über dem Ball den Erdboden und den Stod des Gegners. Dann kann das Treiben des Balles losgehen und jede Partei versucht, der anderen den Ball durchs Tor zu jagen.

Ganz besonders interessant ist das Eishockey, denn dazu gehört nicht nur Gewandtheit und schnelles Erfassen jeder günstigen Situation, sondern vor allem müssen die Spieler auch tüchtige Schlittschuhläufer sein. Schneller Lauf, Wenden, Uebertreten usw. dürfen den Spielern keine Schwierigkeiten machen. Schlittschuhe mit scharfen Spigen oder Daken sind nicht zu benutzen. Wenn dann der Ball über die glatte Fläche gleitet, die Spieler blitzschnell, aber doch sicher und immer bereit, sofort zu schwenken oder zu bremsen, über die gleitende Eisbahn jagen, dann gibt es ein schönes Bild. Und wenn durch das Zusammenspiel von Damen und Herren dem Spiel noch etwas von seinem kraftvollen Draufgängerium genommen wird, dann kann es wohl trotz seiner Lebhaftigkeit auch in seiner vollen Schönheit zur Geltung kommen.

Fußballresultate.

Fußballklub Johannisthal gegen Berliner Sportklub Chaussee 1911 6:1 für Johannisthal, Halbzeit 1:1. — Fichte 9, 1. Mannsch., gegen Jrad und Frei, 1. Mannsch., 6:3 für Fichte 9. — Fußballklub Neu-Hellas gegen Borussia 2:1 für Neu-Hellas. — Tempelhofer Victoria gegen Germania 5:4 für Germania. — Fichte 4 gegen Fichte 9, 2. Mannsch., 15:1 für Fichte 4. — Mariendorfer Fußballklub Rapid gegen Rotawes Freie Turnerschaft 5:3 für Rapid. — Rotawes, Jugendmannsch., gegen Zehlendorfer Jugend 2:0 für Rotawes. — Fichte 10, 1. Jugend, gegen Alt-Glienide, 1. Jugend, 1:4 für Alt-Glienide. — Fichte 3, 1. Mannsch., gegen Freie Sportvereingung 6:2 für Fichte 3. — Fichte 6 gegen Freie Turnvereingung Schmargendorf 3:0 für Schmargendorf. — Sport- und Spielverein Lanckwiz gegen Rüstig-Vorwärts 4:3 für Lanckwiz, Halbzeit 3:0 für Lanckwiz. — R. V. C., 1. Mannsch., gegen Fichte 12 6:1 für R. V. C. — R. V. C., 2. Mannsch., gegen Charlottenburger Kampflös von R. V. C. gewonnen. — R. V. C., 1. Jugend, gegen Fichte 18 3:3. — Fichte 17 gegen Fichte-Teget, 1. Jugend, 4:1 für Fichte 17. — Stralau, 1. Mannsch., gegen Eintracht, 2. Mannsch., 6:2 für Stralau. — Stralau, 2. Mannsch., gegen Gigant 2:1 für Gigant. — Stralau, 1. Jugend, gegen Sportklub Mahlsdorf 3:0 für Stralau. — Sperber gegen Gigant 15:1 für Sperber. — Fichte 18 gegen Waidmannslust 6:1 für Fichte 18. — Fichte 16 gegen Fichte 12, Jugend, 14:0 für Fichte 16. — Fichte 8 gegen Alt-Glienide 12:8 für Fichte 8. — Vorjagwalde gegen Schönholz Kampflös von Schönholz gewonnen. — Arbeiterturnverein Pankow gegen Union, Pankow, 7:1 für Union. — Charlottenburger gegen Fichte 11, 1. Mannsch., 5:4 für Fichte 11. — Turnverein Jahn, Baumhülsweg, gegen Sportvereingung Berlin 8:0 für Jahn. — Sportklub Obersee gegen Alt-Glienide 6:2 für Alt-Glienide. — Adler, 1. Mannsch., gegen Bernau 11:0 für Adler. — Hertha 1912, 2. Mannsch., gegen Fichte 17 4:1 für Hertha. — Liberia gegen R. V. C. Friedrichshagen, 5:2 für Liberia. — Merkur gegen Fichte, Teget, 1. Mannsch., 6:1 für Merkur. — Fichte 17 gegen Spandau, 1. Mannsch., 5:4 für Fichte 17. — Fichte 5 gegen Reinickendorfer Turnverein 6:3 für Fichte 5. — Fichte 5, Jugend, gegen Pankower Freie Turnerschaft 5:0 für Fichte 5. — Rummelsburg gegen Vorwärts, Friedrichshagen, 1. Mannsch., 3:0 für Rummelsburg. — Friedrichshagen, 1. Mannsch., gegen Germania, Weihensee, 2:1 für Germania. — Friedrichshagen, 1. Jugend, gegen Freie Turnerschaft Lichtenberg 8:1 für Friedrichshagen. — Jung-Stralau, 1. Mannsch., gegen Sportklub Weihensee 8:1 für Weihensee. — Rüstig-Vorwärts gegen Jung-Stralau, 2. Jugend, 5:0 für Jung-Stralau. — Fichte 7, 2. Mannsch., gegen Freie Sportvereingung 3:2 für Fichte 7. — Fichte 7, 1. Jugend, gegen Freie Sportvereingung, 1. Jugend, 3:1 für Fichte 7.

Schwimmer.

Der Schwimmverein „Neptun“ 1804 Lichtenberg veranstaltete gestern nachmittag in der Badeanstalt an der Schillingstraße sein diesjähriges Hallenschwimmfest. Nicht Gold- und Silberpreise, nicht Lorbeerkränze und Diplome sollen den Arbeiterschwimmern Interesse abnötigen, so führte ein Schwimmgewinn in seiner Anstache über die Ziele des Vereins aus, sondern die Freude an den Vorführungen selbst. Die einzelnen Schwimmer zeigten, daß der Verein über eine Anzahl gute Kräfte verfügt, besonders die Damen lieferten den Beweis, daß auch sie auf diesem Gebiete Tüchtiges gelernt haben.

Nadrennen in Treptow. Sonntag, 2. November. Das am letzten Oktober Sonntag unterbrochene Rennen fand heute bei mäßigem Verlauf seine Fortsetzung. In den Dauernrennen starteten wiederum Demke, Hall und Schulze. Im ersten Lauf belegte Demke den ersten Platz, mußte dann aber im zweiten Lauf wegen Defektes seiner Schrittmachermaschine das Rennen aufgeben. — Hall fuhr gut und gewann den zweiten Lauf überlegen vor Schulze, nachdem er im ersten Rennen dicht hinter Demke geendet hatte. — Die Fliegerrennen sahen Lorenz als Sieger.

Sozialdemokratischer Wahlverein I. d. 8. Berl. Reichstagswahlkreises. Den Mitgliedern zur Kenntnis, daß unser Genosse, der Buchbinder Karl Pursch gestorben ist. Ehre seinem Andenken! Die Beerdigung findet am Montag, den 3. November, nach- mittags 4 Uhr, auf dem St. Michaeliskirchhof, Mariendorf, Bot- lieb-Damml-Strasse, statt. Der Vorstand.	Sozialdemokratischer Wahlverein I. d. 5. Berl. Reichstagswahlkreises. Am Freitag den 31. Oktober verstarb nach langem Leiden unser alter verdienter Parteige- nosse, der Schlosser Oskar Günter Neue Königstraße 70 Bez. 46, 2. Abteilung. Die Einäscherung findet am Dienstag, den 4. November, nach- mittags 3 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße statt. Um rege Beteiligung ersucht Der Vorstand.
Gesangverein Wedding Harmonie Am Sonnabend, den 1. Nov., früh 9 ^{1/2} Uhr, verschied nach langem, schmerzlichen Leiden im 62. Lebens- jahre unser langjähriger 1. Vor- sitzender, der Dreher Oskar Günter. Wir werden sein Andenken in Ehren halten. Die Einäscherung findet am Dienstag, 4. Nov., nachm. 3 Uhr, im Krematorium, Gerichtstr., statt. Der Vorstand.	Buchhandlung Vorwärts Lindenstr. 69. Neuerscheinung: Nikolaus Welter Hochofen Ein Büchlein Psalmen. Preis 1.20 M.